

BIBLIOTHEK DER SCIENCE FICTION LITERATUR



Michael Moorcock

I.N.R.I. ODER DIE REISE MIT DER ZEITMASCHINE



Roman

MICHAEL MOORCOCK

I.N.R.I.
ODER
DIE REISE MIT DER
ZEITMASCHINE

Science Fiction Roman

Sonderausgabe



WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

BIBLIOTHEK DER SCIENCE FICTION LITERATUR
Band 06/63

Titel der englischen Originalausgabe
BEHOLD THE MAN
Deutsche Übersetzung von Alfred Scholz
Das Titelbild schuf Helmut Wenske

Sonderausgabe des HEYNE-BUCHS Band 06/3399
--

Redaktion: Wolfgang Jeschke
Copyright © 1970 by Michael Moorcock
Copyright © 1972 der deutschen Übersetzung by Marion
von Schröder Verlag GmbH, Hamburg und Düsseldorf
Printed in Germany 1987
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Satz: Schaber, Wels Druck und Bindung:
Presse-Druck, Augsburg
Scanned by RedStarBurner

ISBN 3-453-31348-8

ERSTER TEIL

1

Die Zeitmaschine ist eine mit einer milchigen Flüssigkeit gefüllte Kugel, und der in einem Gummianzug steckende Reisende schwimmt darin und atmet durch eine Maske, die über einen Schlauch mit der Wand der Maschine verbunden ist.

Die Kugel platzt bei der Landung auf, und die auslaufende Flüssigkeit versickert im Staub. Die Kugel setzt sich in Bewegung und rollt polternd und springend über kahlen Felsboden.

Oh, Herr Jesus! O Gott!

Oh, Herr Jesus! O Gott!

Oh, Herr Jesus! O Gott!

Oh, Herr Jesus! O Gott!

Herrgott! Was geschieht mit mir?

Ich bin im Arsch. Ich bin erledigt.

Das verdammte Ding funktioniert nicht.

Oh, Herr Jesus! O Gott! Wann hört das verfluchte Ding auf zu springen?

Karl Glogauer rollt sich zusammen. Der Flüssigkeitspiegel fällt, und er sinkt auf das elastische Plastikmaterial, mit dem die Maschine ausgekleidet ist.

Die kryptographischen, unkonventionellen Instrumente geben kein Geräusch von sich, rühren sich nicht. Die

Kugel kommt allmählich zur Ruhe, während der letzte Rest der Flüssigkeit durch den breiten Riß in der Wand hinausrinnt.

Warum tat ich es? Warum tat ich es? Warum tat ich es?
Warum tat ich es? Warum tat ich es? Warum tat ich es?

Schnell öffnen und schließen sich Glogauers Augen, dann weitet sich sein Mund wie zu einem Gähnen, seine Zunge flattert, und er gibt ein Stöhnen von sich, das sich in ein Heulen verwandelt.

Er hört das Heulen und denkt abwesend: Die Stimme der Zungen, die Sprache des Unbewußten... Aber er kann nicht hören, was er sagt.

Luft zischt, und das Plastikfutter sinkt, bis Glogauer mit dem Rücken auf der Metallwand liegt. Er hört auf zu schreien und sieht den ausgezackten Riß in der Wand an; er ist nicht neugierig, was dahinter liegt. Er versucht seinen Körper zu bewegen, aber der ist vollkommene gefühllos. Es fröstelt ihn, als er die kalte Luft spürt, die durch die aufgeplatzte Wand der Zeitmaschine hereinweht. Es scheint Nacht zu sein.

Seine Reise durch die Zeit war schwierig. Selbst die dicke Flüssigkeit hat ihn nicht ausreichend geschützt, obwohl sie ihm zweifellos das Leben gerettet hat. Einige Rippen sind vielleicht gebrochen.

Schmerzen kommen mit diesem Gedanken. Aber er entdeckt, daß er Arme und Beine tatsächlich ausstrecken kann.

Er kriecht über die schlüpfrige Wandfläche zu dem Riß hin. Er keucht, verschnauft und kriecht weiter.

Er wird bewußtlos, und als er wieder zu sich kommt, ist die Luft wärmer. Durch den Riß sieht er grelles Sonnenlicht und einen stählern schimmernden Himmel. Er zwängt sich halb durch den Riß hinaus und schließt die Augen, als ihn das starke Sonnenlicht voll trifft. Er verliert wieder das Bewußtsein.

Schuljahr 1949, Winter

Er war neun Jahre alt, geboren zwei Jahre nachdem sein Vater aus Österreich nach England gekommen war.

Die anderen Kinder auf dem mit grauem Kies bestreuten Spielplatz der Schule schrien vor Lachen; sie spielten ein Spiel. Am Rande des Spielplatzes lagen noch kleine Haufen schmutzigen Eises. Hinter dem Zaun hoben sich die häßlichen Häuser von Süd-London schwarz vor dem kalten Winterhimmel ab.

Das Spiel hatte ernst genug angefangen, und Karl hatte ein wenig ängstlich selbst die Rolle vorgeschlagen, die er spielen wollte. Zuerst hatte er die Beachtung genossen, aber jetzt weinte er.

»Laßt mich runter! Bitte, Mervyn, hör auf!«

Sie hatten ihn mit ausgebreiteten Armen am Drahtgeflecht des Spielplatzzauns festgebunden. Der Zaun beulte sich unter seinem Gewicht nach außen, und einer der Pfähle drohte nachzugeben. Er versuchte seine Füße freizubekommen.

»Laßt mich runter!«

Mervyn Williams, der Junge mit dem roten Gesicht, der das Spiel vorgeschlagen hatte, begann an dem Pfahl zu wa-

ckeln, so daß Karl an dem Drahtgeflecht hin- und hergeschaukelt wurde.

»Hör auf! Hilf mir doch einer!«

Sie lachten wieder, und er erkannte, daß seine Schreie sie nur noch mehr anfeuerten, also biß er die Zähne zusammen. Tränen rollten ihm über das Gesicht, und er fühlte sich verwirrt und betrogen. Er hatte alle für Freunde gehalten; er hatte einigen von ihnen bei ihren Aufgaben geholfen, anderen Bonbons gekauft, einigen Mitleid gezeigt, als sie unglücklich waren. Er hatte geglaubt, sie mochten ihn, bewunderten ihn. Warum hatten sie sich gegen ihn gewandt – selbst Molly, die ihm ihre Geheimnisse anvertraut hatte?

»*Bitte!*« schrie er. »Das gehörte nicht zu dem Spiel!«

»Jetzt tut es das!« lachte Mervyn Williams mit leuchtenden Augen und rotem Gesicht, während er noch kräftiger an dem Pfahl rüttelte. Eine Weile ließ sich Karl das Schaukeln noch gefallen, dann ließ er sich instinktiv zusammensacken und täuschte Bewußtlosigkeit vor. Er hatte so etwas schon früher gemacht, um seine Mutter zu erpressen, von der er den Trick gelernt hatte.

Die Schulkrawatten, die sie als Fesseln benutzt hatten, schnitten ihm in die Handgelenke. Er hörte, wie die Kinder leiser wurden.

»Ist ihm nicht gut?« flüsterte Molly Turner. »Er ist doch nicht tot, oder...?«

»Red keinen Quatsch!« antwortete Williams unsicher. »Er macht bloß Spaß.«

»Wir sollten ihn aber trotzdem lieber runterholen.« Das war Ian Thompsons Stimme. »Wir kommen in Teufels Küche, wenn...«

Er spürte, wie sie ihn losbanden, wie ihre Finger an den Knoten zerrten.

»Ich kann diesen nicht aufkriegen...«

»Hier ist mein Taschenmesser – schneid ihn durch!«

»Das kann ich nicht – es ist meine Krawatte – mein Vater würde mich...«

»Beeil dich, Brian!«

An der letzten Krawatte hängend, ließ er sich absichtlich sacken und behielt die Augen fest geschlossen.

»Gib es mir! Ich schneide sie durch.«

Als die letzte Fessel nachgab, ließ er sich auf die Knie fallen, zerschrammte sie sich auf dem Kies und fiel dann vornüber zu Boden.

»Ich werd' verrückt, er ist wirklich...«

»Red kein dummes Zeug – er atmet noch. Er ist nur bewußtlos.«

Aus der Ferne, weil er von seiner Täuschung selbst halb überzeugt war, hörte er ihre besorgten Stimmen.

Williams schüttelte ihn.

»Wach auf, Karl! Hör auf mit dem Quatsch!«

»Ich hole Mr. Matson«, sagte Molly Turner.

»Nein, nich...«

»Es ist sowieso ein gemeines Spiel.«

»Komm zurück, Molly!«

Den größten Teil seiner Aufmerksamkeit verlangten jetzt die Kiessplinter, die in die linke Seite seines Gesichts schnitten. Er fand es leicht, die Augen geschlossen zu halten und ihre Hände an seinem Körper zu ignorieren. Allmählich verlor er das Gefühl für die Zeit. Dann hörte er aus dem allgemeinen Gemurmel Mr. Matsons Stimme her-

aus. Sie klang tief, sardonisch und unbeirrt wie immer. Es wurde still.

»Was in aller Welt hast du diesmal angestellt, Williams?«

»Nichts, Sir. Es war ein Spiel. Es war zum Teil Karls eigene Idee.«

Schwere männliche Hände drehten ihn um. Es gelang ihm immer noch, die Augen geschlossen zu halten.

»Es war ein Spiel, Sir«, sagte Ian Thompson. »Jesus. Karl war Jesus. Wir haben es schon öfter gespielt, Sir. Wir fesselten ihn an den Zaun. Es war seine Idee, Sir.«

»Nicht ganz zur Jahreszeit passend«, murmelte Mr. Matson und seufzte, während er Karls Stirn befühlte.

»Es war nur ein Spiel, Sir«, sagte Mervyn Williams wieder. Mr. Matson prüfte seinen Puls. »Du hättest klüger sein können, Williams. Glogauer ist kein sehr kräftiger Junge.«

»Es tut mir leid, Sir.«

»Wirklich eine große Dummheit.«

»Es tut mir leid, Sir.« Williams war jetzt den Tränen nahe.

»Ich werde ihn zur Vorsteherin bringen. Ich hoffe um deinetwillen, Williams, daß ihm nichts Ernstliches passiert ist. Melde dich nach der Schule im Gemeinschaftsraum bei mir!«

Karl spürte, wie Mr. Matson ihn aufhob.

Er war befriedigt.

Er wurde weggetragen.

Sein Kopf und seine Seite schmerzten so sehr, daß er das Gefühl hatte, er müßte sich übergeben. Es war ihm nicht möglich gewesen, genau festzustellen, wohin die Zeitmaschine ihn gebracht hatte, aber als er den Kopf drehte und

die Augen öffnete, erkannte er an dem schmutzigen Schaffellwams und dem baumwollenen Lendentuch des Mannes zu seiner Rechten, daß er fast mit Sicherheit im Nahen Osten war.

Er hatte beabsichtigt, im Jahre 29 n. Chr. in der Wüste hinter Jerusalem, unweit von Bethlehem zu landen. Ob sie ihn jetzt wohl nach Jerusalem trugen?

Er war wahrscheinlich in der Vergangenheit, denn die Bahre, auf der sie ihn trugen, war offensichtlich aus nicht besonders gut gegerbten Tierfellen gemacht. Aber vielleicht auch nicht, dachte er, denn er hatte genug Zeit in den kleinen Stammessiedlungen im Nahen Osten zugebracht, um zu wissen, daß es noch Menschen gab, die ihre Lebensgewohnheiten seit Mohammeds Zeiten kaum geändert hatten. Er hoffte, er hätte sich nicht umsonst die Rippen gebrochen.

Zwei Männer trugen die Bahre auf ihren Schultern, während andere auf beiden Seiten daneben hergingen. Sie waren alle bärtig und dunkelhäutig und trugen Sandalen. Die meisten trugen Stäbe. Er roch Schweiß und Tierfett und einen muffigen Geruch, den er nicht identifizieren konnte. Sie schritten auf eine ferne Hügelkette zu und hatten sein Erwachen nicht bemerkt.

Die Sonne war nicht mehr so stark wie zu der Zeit, als er aus der Zeitmaschine gekrochen war. Es war vielleicht Abend. Das Gelände war felsig und kahl, und selbst die Hügel vor ihnen sahen grau aus.

Er wimmerte, wenn die Bahre schaukelte, und stöhnte, als die Schmerzen in seiner Seite wieder nahezu unerträglich wurden. Zum zweitenmal wurde er bewußtlos.

Vater unser, der du bist im Himmel...

Er war wie die meisten seiner Mitschüler zu einem gewissen Lippenbekenntnis zur christlichen Religion erzogen worden. Morgendliche Gebete in der Schule. Er hatte sich angewöhnt, zwei Gebete am Abend zu sprechen. Das eine war das Vaterunser, und das andere lautete: »Gott segne Mami, Gott segne Papi, Gott segne meine Schwestern und Brüder und all die lieben Menschen, die mich umgeben, und Gott segne mich! Amen.« Das hatte ihm eine Frau beigebracht, die sich eine Zeitlang um ihn kümmerte, wenn seine Mutter zur Arbeit war. Er hatte dem selbst noch eine Reihe von Danksagungen (»Danke dir für den schönen Tag, danke dir dafür, daß ich die Fragen in Geschichte richtig beantwortet habe...«) und Entschuldigungen hinzugefügt (»Verzeih, daß ich häßlich zu Molly Turner war, verzeih, daß ich Mr. Matson nicht die Wahrheit gesagt habe...«). Er war siebzehn Jahre alt, bevor es ihm möglich war, ohne dieses Gebetsritual einzuschlafen, und selbst dann war es nur seine Ungeduld, zum Masturbieren zu kommen, die die Gewohnheit schließlich durchbrach.

Vater unser, der du bist im Himmel...

Seine letzte Erinnerung an seinen Vater war mit einem Urlaub an der See verbunden. Er war vier oder fünf gewesen. Damals war Krieg, die Züge waren voll von Soldaten. Sie hatten oft gehalten und waren oft umgestiegen. Er erinnerte sich, daß sie über Geleise gegangen waren, um auf einen anderen Bahnsteig zu kommen, und er hatte seinen Vater gefragt, was die Waggonen enthielten, die im

Sonnenschein neben ihnen verschoben wurden. Hatte es da nicht einen Witz gegeben? Etwas mit Giraffen?

Er hatte seinen Vater als einen großen, starken Mann in Erinnerung. Seine Stimme war freundlich gewesen, vielleicht ein wenig traurig, und in seinem Blick hatte etwas Melancholisches gelegen.

Er wußte jetzt, daß sich seine Eltern um jene Zeit getrennt hatten und seine Mutter seinem Vater diesen letzten Urlaub mit ihm zugestanden hatte. War es in Devon oder in Cornwall? Was er von Kliffs, Felsen und Strand in Erinnerung hatte, schien mit Landschaften im Westen des Landes übereinzustimmen, die er seither im Fernsehen gesehen hatte.

Er hatte in seinem Obstgarten gespielt, in dem es von Katzen wimmelte. Darin hatte auch ein ausgedienter Ford gestanden, in dem Unkraut wuchs. Das Bauernhaus, in dem sie gewohnt hatten, war auch voll von Katzen gewesen; ein Meer von Katzen, das Stühle, Tische und Kommoden überschwemmte.

Am Strand war Stacheldraht gewesen, aber er hatte nicht erkannt, daß er die Landschaft verschandelte. Es hatte Brücken und Statuen aus Sandstein gegeben, die Wind und Wasser geformt hatten. Es hatte rätselvolle Höhlen gegeben, aus denen Wasser lief.

Es war fast die früheste und gewiß die glücklichste Erinnerung an seine Kindheit.

Er sah seinen Vater nie wieder.

Gott segne Mami, Gott segne Papi...

Es war blödsinnig. Er hatte keinen Papi, hatte keine Brüder und Schwestern.

Die alte Frau hatte ihm erklärt, daß sein Papi irgendwo sein mußte und daß alle Mitmenschen Brüder oder Schwestern seien.

Er hatte das akzeptiert.

Einsam, dachte er. Ich bin einsam. Er erwachte kurz und dachte, er sei im Anderson-Luftschtzbunker mit dem rötlichen Stahlblechdach und den Drahtgitterwänden, und es sei Fliegeralarm. Er hatte sich in der Geborgenheit des Andersonbunkers immer wohl gefühlt. Es hatte Spaß gemacht, hineinzukriechen.

Aber die Stimmen sprachen eine fremde Sprache. Es war wahrscheinlich Nacht, denn es schien sehr dunkel zu sein. Sie waren nicht mehr auf dem Marsch. Ihm war heiß. Er hatte Stroh unter sich. Er betastete das Stroh und fühlte sich erleichtert, ohne zu wissen warum. Er schlief ein.

Schreien. Spannung.

Seine Mutter schrie oben Mr. George an. Mr. George und seine Frau hatten die beiden Hinterzimmer des Hauses gemietet.

Er rief zu seiner Mutter hinauf.

»Mami! Mami!«

Ihre hysterische Stimme: »Was ist los?«

»Ich möchte, daß du kommst.«

Er wollte, daß sie aufhörte.

»Was ist los, Karl? Jetzt hast du das Kind aufgeweckt!«

Sie erschien über ihm auf dem Treppenabsatz, zog ihren Morgenmantel fester um sich und lehnte sich dramatisch über das Geländer.

»Mami, was ist passiert?«

Sie verharrte einen Augenblick so, als überlegte sie, und klappte dann zusammen und rollte langsam die Treppe herunter. Sie lag jetzt am Fuß der Treppe auf dem dunklen, abgetretenen Teppich. Er schluchzte und zerrte an ihren Schultern, aber sie war zu schwer für ihn. Er war von Panik erfaßt. »Oh, Mami!«

Mr. George kam mit schweren Schritten die Treppe herunter. Er wirkte resigniert. »Oh, zum Teufel!« sagte er. »Greta!«

Karl sah ihn wütend an.

Mr. George sah Karl an und schüttelte den Kopf. »Es fehlt ihr nichts, mein Sohn. Komm, Greta, wach auf!«

Karl stand zwischen Mr. George und seiner Mutter. Mr. George zuckte die Achseln und schob ihn beiseite, bückte sich dann und stellte Karls Mutter auf die Beine. Ihr langes, schwarzes Haar fiel über ihr schönes, gehetztes Gesicht. Sie öffnete die Augen, und selbst Karl war überrascht, daß sie so schnell aufgewacht war.

»Wo bin ich?« fragte sie.

»Komm, komm, Greta! Dir fehlt nichts.«

Mr. George führte sie wieder die Treppe hinauf.

»Was ist mit Karl?« fragte sie.

»Mach dir um den keine Sorgen!«

Sie verschwanden.

Das Haus war jetzt still. Karl ging in die Küche. Ein Bügelbrett war aufgestellt, mit einem Bügeleisen darauf.

Auf dem Herd kochte etwas. Es roch nicht sehr gut. Es war wahrscheinlich etwas, was Mrs. George kochte.

Er hörte jemanden die Treppe herunterkommen und rannte durch die Küche in den Garten hinaus.

Er weinte. Er war sieben.

Zu der Zeit kam Johannes der Täufer und predigte in der Wüste des jüdischen Landes und sprach: Tut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen! Und er ist der, von dem der Prophet Jesaja gesagt hat und gesprochen: »Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet dem Herrn den Weg und macht richtig seine Steige!« Er aber, Johannes, hatte ein Kleid von Kamelhaaren und einen ledernen Gürtel um seine Lenden; seine Speise aber war Heuschrecken und wilder Honig. Da ging zu ihm hinaus die Stadt Jerusalem und das ganze jüdische Land und alle Länder an dem Jordan und ließen sich taufen von ihm im Jordan und bekannten ihre Sünden.

Matthäus 3, 1-6

Sie wuschen ihn.

Er spürte das kalte Wasser über den Körper laufen und schnappte nach Luft. Sie hatten ihm seinen Schutzanzug ausgezogen, und es lagen jetzt dicke Lagen Schaffell um seine Brust, mit Lederbändern festgebunden.

Er hatte weniger Schmerzen, aber er fühlte sich sehr schwach und heiß. Die geistige Verwirrung der Wochen vor seinem Einstieg in die Zeitmaschine, die Reise selbst und jetzt das Fieber machten es ihm schwer zu verstehen, was mit ihm vorging. Alles war seit so langer Zeit wie ein Traum gewesen. Er konnte immer noch nicht wirklich an die Zeitmaschine glauben. War er vielleicht nur von irgend etwas high? Sein Sinn für die Realität war nie besonders stark gewesen; während des größten Teils seiner

Jugend und seines Lebens als Erwachsener hatten es ihm nur gewisse Instinkte ermöglicht, sich sein körperliches Wohlbefinden zu erhalten. Doch das über ihn fließende Wasser, die Berührung des Schaffells um seine Brust, das Stroh unter ihm, das alles war von einer deutlicheren Realität als alles, was er seit seiner Kindheit erfahren hatte.

Er war in einem Gebäude – oder vielleicht in einer Höhle, es war zu dunkel, das zu erkennen –, und das Stroh war von dem Wasser durchnässt.

Zwei Männer in Sandalen und Lendentüchern gossen aus irdenen Krügen Wasser über ihn. Einer trug ein über die Schulter zurückgeworfenes Stück Baumwollzeug. Beide hatten sie dunkle, semitische Gesichtszüge, große dunkle Augen und volle Barte. Ihre Gesichter blieben ausdruckslos, selbst als sie innehielten und er zu ihnen aufsaß. Für einige Augenblicke starrten sie ihn an und hielten die Wasserkrüge vor ihrer behaarten Brust.

Glogauers Kenntnisse der alten aramäischen Schriftsprache waren gut, aber er war nicht sicher, ob er die Sprache gut genug sprechen konnte, um sich verständlich zu machen. Er würde es zuerst mit Englisch versuchen, denn es wäre lächerlich, wenn er doch nicht durch die Zeit gereist wäre und versuchte, mit modernen Israelis oder Arabern in einer arabischen Sprache zu reden.

Er fragte schwach: »Sprechen Sie Englisch?«

Einer der Männer runzelte die Stirn, und der andere, der mit dem Baumwollumhang, verzog das Gesicht, sprach ein paar Worte zum anderen und lachte dann. Der andere antwortete in ernsterem Ton.

Glogauer glaubte ein paar Wörter zu erkennen und lächelte nun selbst. Sie sprachen das alte Aramäisch. Er war ganz sicher. Er war gespannt, ob es ihm gelingen würde, einen Satz zu bilden, den sie verstehen würden.

Er räusperte sich. Er befeuchtete seine Lippen. »Wo – sein – dieser – Ort?« fragte er unbeholfen.

Jetzt runzelten sie beide die Stirn, schüttelten die Köpfe und stellten ihre Wasserkrüge auf den Boden.

Glogauer fühlte seine Energie schwinden und sagte eindringlich: »Ich – suchen – ein Nazarener – Jesus...«

»Nazarener. Jesus.« Der größere der beiden wiederholte die Worte, aber sie schienen ihm nichts zu bedeuten. Er zuckte die Achseln.

Aber der andere wiederholte nur das Wort Nazarener und sprach es langsam aus, so als hätte es eine besondere Bedeutung für ihn. Er sprach leise ein paar Worte zu dem anderen Mann und ging dann weg.

Glogauer richtete sich mühsam ein wenig auf und winkte dem zurückgebliebenen Mann, der ihn voller Verwunderung ansah.

»Welches – Jahr«, fragte Glogauer langsam, »sitzt – der römische Kaiser – in Rom?«

Es war eine verwirrende Frage, die er da gestellt hatte, wurde ihm klar. Christus war im fünfzehnten Regierungsjahr des Tiberius gekreuzigt worden, und deshalb hatte er die Frage gestellt. Er versuchte sie besser zu formulieren.

»Wie viele – Jahre – regiert Tiberius?«

»Tiberius?« Der Mann fürchte die Stirn.

Glogauers Ohr gewöhnte sich schon an den Klang der Sprache, und er bemühte sich, ihn besser nachzuahmen.

»Tiberius. Der Kaiser der Römer. Wie viele Jahre regiert er schon?«

»Wie viele?« Der Mann schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht.«

Wenigstens war es ihm gelungen, sich verständlich zu machen, dachte Glogauer. Sein sechsmonatiges Studium der aramäischen Sprache im Britischen Museum war also doch von Nutzen gewesen. Diese Sprache war anders – vielleicht zweitausend Jahre älter –, und sie lehnte sich mehr ans Hebräische an, aber es war erstaunlich leicht gewesen, sich mit dem Mann zu verständigen. Er dachte daran, wie seltsam es ihm vorgekommen war, daß er gerade diese Sprache müheloser gelernt hatte als andere. Der eine oder andere seiner etwas übergeschnappten Freunde hatte angedeutet, daß ihm die Erinnerungen seiner Rasse dabei geholfen haben könnten. Manchmal war er fast selbst davon überzeugt gewesen.

»Wo ist dieser Ort?« fragte er.

Der Mann sah ihn überrascht an. »Aber, es ist die Wüste«, sagte er. »Die Wüste hinter Machärus. Weißt du das nicht?«

In biblischer Zeit war Machärus eine große Stadt südöstlich von Jerusalem, auf der anderen Seite des Toten Meeres. Sie war am Hang eines Berges erbaut, im Schutze einer prächtigen, von Herodes Antipas gebauten Burganlage. Wieder spürte Glogauer seine Stimmung steigen. Im zwanzigsten Jahrhundert würden nur wenige den Namen Machärus gekannt, geschweige denn ihn als Orientierungshilfe benutzt haben.

Es war fast kein Zweifel möglich, daß er in der Vergangenheit war und daß die Zeit irgendwo in der Regierungs-

zeit von Tiberius lag, wenn der Mann, mit dem er gesprochen hatte, nicht völlig ungebildet war und keine Ahnung hatte, wer Tiberius war.

Aber hatte er die Kreuzigung verpaßt? War er zur falschen Zeit gekommen?

Wenn ja, was sollte er dann jetzt tun? Denn seine Zeitmaschine war beschädigt, ließ sich vielleicht nicht mehr reparieren.

Er ließ sich aufs Stroh zurücksinken und schloß die Augen. Wieder einmal packte ihn das vertraute Gefühl der Niedergeschlagenheit.

Als er das erste Mal versuchte Selbstmord zu begehen, war er fünfzehn gewesen. Er hatte eine Schnur an einen Haken in der Wand des Umkleideraums in der Schule gebunden. Er hatte die Schlinge um den Hals gelegt und war von der Bank gesprungen.

Der Haken war aus der Wand gerissen und mit einem Haufen Putz heruntergekommen. Sein Hals hatte noch den ganzen Tag weh getan.

Der andere Mann kehrte jetzt zurück und brachte noch jemanden mit.

Das Geräusch ihrer Sandalen auf den Steinen erschien Glogauer sehr laut.

Er sah zu dem Neuankömmling auf.

Er war ein Riese und bewegte sich wie eine Katze in dem Dämmerlicht. Seine Augen waren groß, stechend und braun. Seine Haut war gebräunt, und seine stark behaarten Arme waren sehr muskulös. Ein Ziegenfell bedeckte seinen mächtigen Rumpf und reichte bis über

seine Oberschenkel herunter. In der rechten Hand hielt er einen dicken Stab. Sein schwarzes, lockiges Haar hing ihm um das Gesicht; seine roten Lippen schauten aus dem buschigen Bart heraus, der den oberen Teil seiner Brust bedeckte.

Er schien müde zu sein.

Er lehnte sich auf seinen Stab und sah Glogauer nachdenklich an.

Glogauer starrte zurück, erstaunt über die spürbare ungeheure körperliche Gegenwärtigkeit des Mannes.

Als der Neuankömmling sprach, tat er es mit tiefer Stimme, aber für Glogauer zu schnell, um ihn zu verstehen. Er schüttelte den Kopf.

»Sprich – langsamer...!« sagte er.

Der große Mann hockte sich neben ihm nieder.

»Wer bist du?«

Glogauer zögerte. Es war klar, daß er dem Mann nicht die Wahrheit sagen konnte. Er hatte sich tatsächlich schon eine Geschichte zurechtgelegt, die ihm glaubwürdig erschien, aber er hatte nicht damit gerechnet, daß man ihn so finden würde, und die ursprüngliche Geschichte war jetzt nicht mehr zu brauchen. Er hatte gehofft, unbemerkt zu landen und sich als Reisender aus Syrien auszugeben, daß die örtlichen Dialekte sich genügend voneinander unterscheiden würden, um seine ungenügende Kenntnis der Sprache zu erklären.

»Woher kommst du?« fragte der Mann geduldig.

Glogauer antwortete vorsichtig.

»Ich bin aus dem Norden.«

»Aus dem Norden? Nicht aus Ägypten?« Er sah Glogauer erwartungsvoll, fast hoffnungsvoll an. Glogauer dachte

sich, wenn es sich anhörte, als käme er aus Ägypten, wäre es wohl das beste, dem Mann zuzustimmen, und er fügte seine eigenen Ausschmückungen hinzu, um Komplikationen in der Zukunft aus dem Wege zu gehen.

»Ich kam vor zwei Jahren aus Ägypten«, sagte er.

Der große Mann nickte, anscheinend zufrieden. »Du bist also aus Ägypten. Das hatten wir uns gedacht. Und offensichtlich bist du ein Magus, mit deiner merkwürdigen Kleidung und deinem von Geistern gezogenen Wagen aus Eisen. Gut. Dein Name ist Jesus, wurde mir gesagt, und du bist der Nazarener.«

Offenbar mußte der Mann Glogauers Frage mißverstanden und gedacht haben, er hätte ihm seinen eigenen Namen genannt. Er lächelte und schüttelte den Kopf.

»Ich suche Jesus, den Nazarener«, sagte er.

Der Mann schien enttäuscht zu sein. »Was ist dann dein Name?«

Glogauer hatte auch darüber nachgedacht. Er wußte, daß sein Name den Leuten in der biblischen Zeit zu fremdländisch vorkommen würde, und so hatte er beschlossen, den Vornamen seines Vaters zu benutzen.

»Ich heiße Immanuel«, sagte er dem Mann.

»Immanuel...« Er nickte, anscheinend zufrieden. Er strich sich mit der Spitze des kleinen Fingers über die Lippen und starrte nachdenklich zu Boden. »Immanuel... ja...«

Glogauer wußte nicht, was er davon halten sollte. Ihm schien, daß er mit jemandem verwechselt wurde, den der große Mann erwartet hatte, daß er Antworten gegeben hatte, die den Mann davon überzeugten, daß er, Glogauer, der erwartete Mann sei. Er fragte sich nun, ob es klug

gewesen war, diesen Namen zu wählen, denn Immanuel bedeutete im Hebräischen »Gott mit uns« und hatte fast mit Gewißheit eine mystische Bedeutung für seinen Befrager.

Glogauer begann sich ungemütlich zu fühlen. Es gab Dinge, die er feststellen mußte, Fragen, die er selbst stellen mußte, und seine gegenwärtige Lage gefiel ihm nicht. Bevor er in einer besseren körperlichen Verfassung war, konnte er hier nicht weggehen und konnte sich nicht leisten, seinen Befrager zu verärgern. Wenigstens verhielten sie sich nicht feindlich gegen ihn, dachte er. Aber was erwarteten sie von ihm?

»Du mußt versuchen, dich auf deine Arbeit zu konzentrieren, Glogauer.«

»Du bist zu verträumt, Glogauer. Dein Gesicht schwebt ständig in den Wolken. Nun...«

»Du bleibst nach dem Unterricht hier, Glogauer...«

»Warum wolltest du ausreißen, Glogauer? Warum fühlst du dich hier nicht wohl?«

»Du mußt mir wirklich etwas entgegenkommen, wenn hier...«

»Ich glaube, ich werde deine Mutter bitten müssen, dich von der Schule zu nehmen...«

»Vielleicht strengst du dich an – aber du mußt dich viel mehr anstrengen. Ich hatte große Hoffnungen in dich gesetzt, als du kamst, Glogauer. Im letzten Jahr hast du dich großartig gemacht, und jetzt...«

»Auf wie vielen Schulen warst du schon, bevor du zu uns kamst? Guter Gott!«

»Ich glaube, daß du irgendwie da hineingetrieben wurdest, Glogauer, und deshalb will ich diesmal nicht zu streng mit dir sein...«

»Schau nicht so niedergeschlagen drein, mein Junge – du schaffst es schon!«

»Hör mir zu, Glogauer! Paß auf, in Herrgotts Namen...«

»Du hast den Verstand, Junge, aber du scheinst ihn nicht benutzen zu wollen...«

»Tut mir leid? Es genügt nicht, daß es dir leid tut. Du mußt hören...«

»Wir erwarten, daß du dich im nächsten Jahr viel mehr anstrengst.«

»Und wie heißt du?« fragte Glogauer den hockenden Mann.

Der richtete sich auf und sah nachdenklich auf Glogauer herab.

»Du kennst mich nicht?«

Glogauer schüttelte den Kopf.

»Du hast noch nicht von Johannes gehört, den sie den Täufer nennen?«

Glogauer versuchte, seine Überraschung zu verbergen, aber offensichtlich bemerkte Johannes der Täufer, daß sein Name ihm bekannt war. Er nickte mit seinem zotteligen Kopf.

»Du hast doch von mir gehört, wie ich sehe.«

Da überkam ihn ein Gefühl der Erleichterung. Dem Neuen Testament nach war der Täufer einige Zeit vor der Kreuzigung Christi getötet worden. Es war jedoch merkwürdig, daß gerade Johannes noch nichts von Jesus von

Nazareth gehört hatte. Bedeutete das am Ende, daß Christus gar nicht existiert hatte?

Der Täufer fuhr sich mit den Fingern durch den Bart. »Nun, Magus, ich muß also jetzt entscheiden, wie?«

Glogauer, der mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war, sah abwesend auf. »Was mußt du entscheiden?«

»Ob du der uns prophezeite Freund bist oder der Falsche, vor dem uns Adonai gewarnt hat.«

Glogauer wurde nervös. »Ich habe mich nicht als solcher ausgegeben. Ich bin nur ein Fremder, ein Reisender...«

Der Täufer lachte. »Ja – ein Reisender in einem Zauberwagen. Meine Brüder haben mir erzählt, daß sie ihn kommen sahen. Es gab ein Donnergetöse, einen Blitz – und auf einmal war dein Wagen da und rollte durch die Wüste. Sie haben viele Wunder gesehen, meine Brüder, aber kein so überwältigendes wie das Erscheinen deines Wagens.«

»Der Wagen ist kein Zauberwerk«, versicherte Glogauer eilig, war sich aber klar, daß der Täufer kaum verstehen würde, was er ihm sagte. »Es ist – eine Art Maschine – die Römer haben solche. Du mußt davon gehört haben. Sie werden von gewöhnlichen Menschen gebaut, keinen Zauberern...«

Der Täufer nickte langsam. »Ja – wie die Römer. Die Römer möchten mich meinen Feinden, den Kindern Herodes, ausliefern.«

Ogleich er ziemlich viel über die Politik jener Zeit wußte, fragte Glogauer: »Warum das?«

»Du mußt doch wissen, warum. Rede ich nicht gegen die Römer, die Judäa versklaven? Rede ich nicht gegen die ungesetzlichen Dinge, die Herodes tut? Prophezeie ich nicht

die Zeit, da alle Ungerechten vernichtet werden und Adonais Königreich auf Erden wieder errichtet wird, wie die alten Propheten uns verkündet haben? Ich sage zu den Leuten: »Bereitet euch auf den Tag vor, da ihr das Schwert aufnehmen werdet, um Adonais Willen zu erfüllen.« Die Ungerechten wissen, daß sie an diesem Tage sterben werden, und sie möchten mich vernichten.«

Obgleich des Täufers Worte fürchterlich waren, sprach er in ganz sachlichem Ton. In seinem Gesicht und in seiner Haltung lag keinerlei Irrsinn oder auch nur Fanatismus. Karl erinnerte sich an einen anglikanischen Vikar, der eine ähnliche Predigt gehalten, deren Bedeutung für ihn längst an Schärfe verloren hatte.

»Du rufst die Leute auf, das Land von den Römern zu befreien, ist es das?« fragte Karl.

»Ja – von den Römern und ihrem Herodes.«

»Und wen möchtest du an ihre Stelle setzen?«

»Den rechtmäßigen König von Judäa.«

»Und wer ist das?«

Johannes zog die Stirn kraus und sah ihn merkwürdig von der Seite an. »Adonai wird es uns sagen. Er wird uns ein Zeichen geben, wenn der rechtmäßige König kommt.«

»Weißt du, was für ein Zeichen das sein wird?«

»Ich werde es wissen, wenn es kommt.«

»Es gibt also Prophezeiungen?«

»Ja, es gibt Prophezeiungen...«

Daß dieser Umsturzplan Adonai (einer der Namen Jahwes und bedeutet »mein Herr«) zugeschrieben wurde, sollte ihm, wie Glogauer erschien, lediglich mehr Gewicht verleihen. In einer Welt, in der Politik und Religion, selbst im Westen, unentwirrbar miteinander verquickt waren,

mußte dem Plan eine übernatürliche Herkunft gegeben werden.

Es war in der Tat sogar äußerst wahrscheinlich, daß Johannes selbst glaubte, sein Plan komme direkt von Gott. Die Griechen auf der anderen Seite des Mittelmeers stritten immer noch über den Ursprung der Inspiration – ob sie im Menschen selbst entstehe oder ihm von Gott eingegeben würde.

Daß Johannes ihn als einen ägyptischen Zauberer ansah, überraschte Glogauer auch nicht besonders. Die Umstände seiner Ankunft mußten den Leuten außerordentlich wundersam erschienen sein und dennoch glaubwürdig, da sie doch so sehr nach Bestätigung ihres Glaubens an solche Dinge lechzten.

Johannes wandte sich dem Eingang zu. »Ich muß nachdenken«, sagte er. »Ich muß beten. Du bleibst hier, bis mir Rat gesandt worden ist.«

Er schritt rasch davon.

Glogauer sank auf das nasse Stroh zurück. Irgendwie bestand eine Verbindung zwischen seinem Erscheinen und dem Glauben des Täufers – oder Johannes versuchte wenigstens, dieses Erscheinen mit seinem Glauben in Einklang zu bringen, seine Ankunft vielleicht anhand von biblischen Weissagungen zu deuten. Glogauer fühlte sich hilflos. Wie würde der Täufer ihn benutzen? Würde er am Ende zu dem Schluß kommen, daß er irgendeine böseartige Kreatur sei, und ihn töten? Oder würde er zu dem Schluß kommen, daß er irgendein Prophet sei, und Weissagungen von ihm verlangen, zu denen er nicht imstande wäre?

Glogauer seufzte und streckte schwach den Arm aus, um die Wand zu betasten.

Sie war aus Kalkstein. Er war in einer Kalksteinhöhle. Höhlen deuteten an, daß Johannes und seine Leute sich vielleicht verborgen hielten – bereits als Banditen von den Soldaten der Römer und des Herodes gesucht wurden. Das bedeutete, daß er auch in Gefahr wäre, wenn die Soldaten das Versteck des Johannes fänden.

Die Luft in der Höhle war überraschend feucht.

Es mußte draußen sehr heiß sein.

Er fühlte sich schläfrig.

Das Sommerlager 1950, Isle of Wight

Am ersten Abend, den er dort verbrachte, war eine Kanne mit kochendheißem Tee über seinen rechten Oberschenkel geschüttet worden. Es hatte schrecklich geschmerzt, und es hatten sich fast sofort Blasen gebildet.

»Sei ein Mann, Glogauer!« sagte der rotgesichtige Mr. Patrick, der das Lager leitende Lehrer. »Sei ein Mann!«

Er versuchte sich das Weinen zu verkneifen, als sie ungeschickt Gipsbrei auf die Watte strichen.

Sein Schlafsack war neben einem Ameisenhaufen. Er lag darin, während die anderen Kinder spielten.

Am nächsten Tag sagte Mr. Patrick den Kindern, daß sie sich das Taschengeld, das ihre Eltern ihm zur Aufbewahrung gegeben hatten, ›verdienen‹ mußten.

»Wir werden sehen, wer von euch Mumm hat und wer nicht«, sagte Mr. Patrick und ließ den Rohrstock durch die Luft sausen, während er auf dem freien Platz stand, um den herum die Zelte aufgebaut waren. Die Kinder waren

in zwei langen Reihen aufgestellt – in einer die Mädchen, in der anderen die Jungen.

»Stell dich in die Reihe, Glogauer!« rief Mr. Patrick. »Drei Pence für einen Schlag auf die Hand – sechs Pence für einen Schlag auf den Hintern. Sei kein Feigling, Glogauer!«

Widerstrebend reihte Glogauer sich ein.

Der Rohrstock sauste auf und nieder. Mr. Patrick atmete schwer.

»Sechs Schläge auf den Hintern – das macht drei Schillinge.« Er gab dem kleinen Mädchen das Geld.

Weitere Schläge, weitere Auszahlungen.

Karl wurde unruhig, als die Reihe bald an ihn kam.

Schließlich trat er aus und ging zu den Zelten zurück.

»Glogauer! Hast du keinen Mumm in den Knochen, Junge? Willst du kein Taschengeld?« rief Mr. Patricks derbe Stimme spottend hinter ihm her.

Glogauer schüttelte den Kopf und begann zu weinen. Er ging in sein Zelt und warf sich schluchzend auf den Schlafsack.

Draußen war Mr. Patricks Stimme immer noch zu hören.

»Sei ein Mann, Glogauer! Sei ein Mann, Junge!«

Karl holte Briefpapier und Kugelschreiber heraus. Seine Tränen fielen auf das Papier, während er den Brief an seine Mutter schrieb.

Draußen hörte er den Rohrstock auf das Fleisch der Kinder klatschen.

Die Schmerzen in seinem Oberschenkel wurden am nächsten Tag schlimmer, und er wurde von Lehrern und Kindern ignoriert. »Sogar die Heimmutter« (Patricks Frau)

sagte ihm, er solle sich allein darum kümmern, die Verbrühung sei nicht der Rede wert.

Die folgenden zwei Tage, bis seine Mutter ankam, um ihn von dem Lager abzuholen, waren die schlimmsten, die er je erlebt hatte.

Kurz vor der Ankunft seiner Mutter machte Mrs. Patrick einen Versuch, die Blasen mit einer Nagelschere wegzuschneiden, damit es nicht so schlimm aussähe.

Seine Mutter nahm ihn mit und schrieb später an Mr. Patrick und verlangte ihr Geld zurück. Sie schrieb, es sei eine Schande, wie er das Lager führte.

Er schrieb zurück, er würde das Geld nicht zurückerstatten. Und wenn sie es wissen wolle, sie habe einen Schwächling zum Sohn. »Wenn Sie meine Meinung wissen wollen«, schrieb er in dem Brief, den Karl las, sobald er dazu Gelegenheit fand, »Ihr Sohn ist ein kleiner Waschlappen.«

Ein paar Jahre später wurden Mr. Patrick, seine Frau und seine Gehilfen angeklagt und ins Gefängnis geschickt, wegen verschiedener sadistischer Handlungen in ihrem Sommerlagern auf der Insel Wight.

Morgens, und manchmal auch abends, trugen sie ihn auf seiner Bahre ins Freie.

Er war hier nicht, wie er zuerst angenommen hatte, in einem provisorischen Banditenlager, sondern in einer festen Siedlung. Es gab Felder, die von einer in der Nähe gelegenen Quelle bewässert wurden. Darauf wurde Getreide angebaut, und auf den Hügeln weideten Ziegen- und Schafherden.

Ihr Leben verlief ruhig und gemächlich, die meiste Zeit gingen sie ihrer Tagesarbeit nach und kümmerten sich nicht um Glogauer.

Manchmal erschien der Täufer und erkundigte sich nach seinem Befinden. Einige Male stellte er auch rätselvolle Fragen, die Glogauer beantwortete, so gut er konnte.

Sie schienen freundliche Menschen zu sein und sich an wesentlich mehr kleinere religiöse Riten zu halten, als Glogauer selbst für eine solche Gemeinde als normal angesehen hätte. Er nahm wenigstens an, daß es religiöse Riten waren, zu denen sie so oft gerufen wurden, denn sie spielten sich dort ab, wo er sie nicht sehen konnte.

Glogauer war im wesentlichen seinen eigenen Gedanken, seinen Erinnerungen und Spekulationen überlassen. Seine Rippen heilten sehr langsam, und er wurde ungeduldig und fragte sich, ob er jemals das Ziel erreichen würde, um dessentwillen er gekommen war.

Glogauer war überrascht, wie wenige Frauen der Gemeinde angehörten. Die Atmosphäre war fast wie in einem Kloster, und die meisten der Männer mieden die

Frauen. Ihm wurde allmählich klar, daß es sich wahrscheinlich in der Hauptsache um eine religiöse Gemeinschaft handeln mußte. Waren die Leute vielleicht Essener?

Wenn Sie Essener wären, würde das eine Reihe von Dingen erklären – das weitgehende Fehlen von Frauen (wenige Essener hielten etwas von der Ehe), die apokalyptischen Glaubensvorstellungen des Johannes, das Schwergewicht, das auf religiöse Handlungen gelegt wurde, das strenge, einfache Leben, das diese Leute führten, die Tatsache, daß sie anscheinend absichtlich von anderen Menschen abgesondert lebten...

Clogauer fragte den Täufer bei der nächsten Gelegenheit.

»Johannes – nennt man euch Essener?«

Der Täufer nickte.

»Wie kamst du darauf?« fragte er Glogauer.

»Ich – ich habe von euch gehört. Hat euch Herodes geächtet?«

Johannes schüttelte den Kopf. »Herodes würde uns ächten, wenn er es wagte, aber er hat keinen Anlaß. Wir führen unser eigenes Leben, tun keinem etwas zuleide, machen keinen Versuch, anderen unseren Glauben aufzuzwingen. Von Zeit zu Zeit ziehe ich aus und predige unser Glaubensbekenntnis – aber damit verstoße ich gegen kein Gesetz. Wir achten die Gebote des Moses und predigen nur, daß auch andere sie befolgen sollen. Wir sprechen nur für Gerechtigkeit. Selbst Herodes kann da nichts dagegen haben...«

Jetzt verstand Glogauer den Sinn einiger der Fragen besser, die Johannes ihm gestellt hatte; verstand, warum

diese Leute gerade so und nicht anders lebten und handelten.

Es wurde ihm nun auch klar, warum sie die Art seines Auftauchens mit so wenig Erregung aufgenommen hatten. Eine Sekte wie die Essener, die sich in dieser heißen Wüste in Selbstkasteiung und Fasten übten, mußte an Visionen gewöhnt sein.

Es fiel ihm auch ein, daß er einmal auf die Theorie gestoßen war, daß Johannes der Täufer ein Essener gewesen sei und daß viele der frühchristlichen Ideen auf die Vorstellungen der Essener zurückgingen.

Die Essener nahmen zum Beispiel rituelle Bäder – Taufe –, sie glaubten an eine Gruppe von zwölf von Gott ausgewählten Männern (die Apostel), die am Jüngsten Tag die Richter sein würden, sie predigten den Glaubenssatz »Liebe deinen Nächsten«, sie glaubten, ebenso wie die ersten Christen, in der Zeit kurz vor dem Armageddon zu leben, der letzten Schlacht zwischen Licht und Finsternis, dem Guten und dem Bösen, wenn alle Menschen gerichtet würden. Wie bei gewissen christlichen Sekten gab es auch bei den Essenern den Glauben, daß sie die Kräfte des Lichts repräsentierten und andere – Herodes oder die römischen Eroberer – die Kräfte der Finsternis, und daß es ihr Auftrag sei, diese Kräfte zu vernichten. Diese politischen Vorstellungen waren unentwirrbar mit den religiösen Vorstellungen verknüpft, und obwohl es denkbar wäre, daß jemand wie Johannes der Täufer zynisch genug gewesen wäre, die Essener für die Förderung seiner eigenen politischen Absichten zu benutzen, war es doch höchst unwahrscheinlich.

Im zwanzigsten Jahrhundert, dachte Glogauer, hätte man die Essener als Neurotiker angesehen, mit ihrem fast paranoischen Mystizismus, der sie dazu brachte, Geheimsprachen zu erfinden und ähnliches – ein sicheres Zeichen für ihren labilen Geisteszustand.

All dies stellte Glogauer, der verhinderte Psychiater, fest, aber Glogauer, der Mensch, wurde hin- und hergerissen zwischen der extremen Vernunft und dem Wunsch, selbst von diesem Mystizismus überzeugt zu sein.

Der Täufer war weggegangen, bevor er ihm weitere Fragen stellen konnte. Er sah den großen Mann in einer Höhle verschwinden und richtete dann seine Aufmerksamkeit auf die Felder in der Ferne, wo ein magerer Essener einen Pflug führte, der von zwei anderen Mitgliedern der Sekte gezogen wurde.

Glogauer studierte die gelben Hügel und die Felsen. Er brannte darauf, mehr von dieser Welt zu sehen, und er hätte auch gern gewußt, was aus seiner Zeitmaschine geworden war. War sie überhaupt nicht mehr zu reparieren? Würde er jemals in der Lage sein, diese Zeit zu verlassen und ins zwanzigste Jahrhundert zurückzukehren?

Sexus und Religion.

Dem Kirchenklub war er beigetreten, um Freunde zu finden.

Ein Ausflug ins Grüne, 1954

Er und Veronica hatten die anderen im Wald von Farlowe verloren.

Sie war dick und unförmig, schon mit siebzehn, aber sie war ein Mädchen.

»Laß uns ein bißchen hier sitzen und ausruhen«, sagte er und zeigte auf einen Hügel in einer kleinen, von Gebüsch umgebenen Lichtung.

Sie setzten sich hin.

Sie sagten nichts.

Seine Blicke hingen nicht an ihrem runden, derben Gesicht, sondern an dem kleinen silbernen Kreuz, das an einer Kette um ihren Hals hing.

»Wir müssen wohl lieber die anderen suchen«, sagte sie unruhig. »Sie werden sich um uns sorgen, Karl.«

»Sie sollen uns suchen«, sagte er. »Wir werden sie bald rufen hören.«

»Sie könnten nach Hause gehen.«

»Sie werden nicht ohne uns gehen. Mach dir keine Sorgen! Wir werden sie rufen hören...«

Er beugte sich plötzlich vor und griff nach den mit einer marineblauen Wolljacke bekleideten Schultern, den Blick immer noch auf das Kreuz geheftet.

Er versuchte ihre Lippen zu küssen, aber sie drehte den Kopf weg. »Komm, gib mir einen Kuß!« sagte er und hielt den Atem an. Schon in dem Augenblick wurde ihm bewußt, wie lächerlich, wie albern er sich benahm, aber er zwang sich weiterzumachen. »Gib mir einen Kuß, Veronica...«

»Nein, Karl. Laß das!«

»Komm...«

Sie begann sich zu wehren, riß sich los und stand auf.

Er errötete jetzt.

»Entschuldige!« sagte er. »Entschuldige!«

»Schon gut...«

»Ich dachte, du wolltest es«, sagte er.

»Du hättest mich doch nicht so überfallen müssen. Nicht sehr romantisch.«

»Es tut mir leid...«

Sie wandte sich zum Gehen. Das Kreuz baumelte. Es faszinierte ihn. Stellte es eine Art Amulett dar, gegen die Art von Gefahr, der sie eben entgangen war, wie sie gewiß meinte?

Er folgte ihr.

Bald hörten sie die Rufe der anderen im Wald, und Karl fühlte sich unerklärlicherweise angewidert.

Einige der anderen Mädchen begannen zu kichern, und einer der Jungen sah ihn grinsend an.

»Was habt ihr denn vorgehabt?«

»Nichts«, sagte Karl.

Aber Veronica sagte gar nichts. Obwohl sie nicht bereit gewesen war, ihn zu küssen, genoß sie doch offensichtlich die Anspielungen.

Auf dem Rückweg hielt sie seine Hand.

Es war dunkel, als sie bei der Kirche ankamen, wo sie noch für eine Tasse Tee einkehrten. Sie saßen nebeneinander. Die ganze Zeit starrte er das Kreuz an, das zwischen ihren schon großen Brüsten hing.

Die anderen hatten sich alle am anderen Ende des nackten Kirchenraumes versammelt. Manchmal hörte Karl eines der Mädchen kichern und sah einen Jungen in seine

Richtung schielen. Er fühlte sich inzwischen ganz mit sich zufrieden. Er rückte näher an sie heran.

»Kann ich dir noch eine Tasse Tee holen, Veronica?«

Sie starrte zu Boden. »Nein, danke. Ich muß jetzt besser nach Hause. Meine Eltern werden sich bestimmt Sorgen machen.«

»Ich bringe dich nach Hause, wenn du willst.«

Sie zögerte.

»Es ist kein großer Umweg für mich«, sagte er.

»Also gut.«

Sie standen auf. Er nahm ihre Hand und winkte den anderen zu.

»Tschüs, alle zusammen! Bis Donnerstag!« sagte er.

Die Mädchen konnten das Lachen nicht mehr zurückhalten, und er errötete wieder.

»Tut ja nichts, was ich nicht tun würde!« rief einer der Jungen.

Karl zwinkerte ihm zu.

Sie gingen durch die hell erleuchteten Vorortstraßen, beide zu verlegen, um zu sprechen. Ihre Hand lag schlaff in seiner.

Als sie vor ihrer Haustür ankamen, blieb sie stehen und sagte dann hastig: »Ich muß jetzt reingehen.«

»Willst du mir nicht jetzt einen Kuß geben?« fragte er. Er starrte immer noch das Kreuz auf ihrer marineblauen Wolljacke an.

Sie küßte ihn hastig auf die Wange.

»Das kannst du noch besser«, sagte er.

»Ich muß jetzt gehen.«

»Komm«, sagte er, »gib mir einen richtigen Kuß!« Er geriet fast außer Fassung, war puterrot im Gesicht und

schwitzte. Er griff nach ihr und zwang sich, ihre Arme zu halten, obwohl ihn ihr dickes, grobes Gesicht und ihr schwerer, plumper Körper schon abzustößen begann.

»Nein.«

Hinter der Tür ging das Licht an, und er hörte ihren Vater im Flur knurren.

»Bist du das, Veronica?«

Er ließ seine Hände sinken. »Schön, wenn du so sein willst«, sagte er.

»Es tut mir leid«, begann sie, »es ist nur, weil...«

Die Tür öffnete sich, und ein Mann in Hemdsärmeln stand vor ihnen. Er war so dick und grobschlächtig wie seine Tochter.

»Hallo, hallo«, sagte er, »du hast einen Freund mit?«

»Das ist Karl«, sagte sie. »Er hat mich nach Hause gebracht. Er ist auch im Klub.«

»Sie hätten sie ein bißchen früher nach Hause bringen können, junger Mann«, sagte ihr Vater. »Möchten Sie mit hereinkommen auf eine Tasse Tee oder sonst etwas?«

»Nein, danke«, sagte Karl. »Ich muß nach Hause. Tschüs, Veronika! Wir sehen uns Donnerstag.«

»Vielleicht«, sagte sie.

Am nächsten Donnerstag kam er zur Bibelstunde in den Klub. Veronica war nicht da.

»Ihr Vater hat sie nicht gehen lassen«, erzählte ihm eines der anderen Mädchen. »Es muß deinetwegen gewesen sein.« Sie sagte es verächtlich, er konnte sich das nicht erklären.

»Wir haben kaum etwas getan«, sagte er.

»Das hat sie auch gesagt«, erzählte ihm das Mädchen lächelnd. »Sie sagte, du wärest nicht sehr gut darin.«

»Was heißt das? Sie wollte nicht«

»Sie sagte, du könntest nicht richtig küssen.«

»Sie gab mir keine Gelegenheit.«

»So hat sie jedenfalls gesagt«, sagte das Mädchen und warf den anderen Blicke zu.

Karl wußte, daß sie ihn herauslocken wollten, spürte sogar, daß sie auf ihre Weise mit ihm flirteten, nicht wußten, was sie von ihm halten sollten, aber er konnte nicht verhindern, daß er errötete, und er verließ die Diskussionsgruppe früh.

Er ging nie wieder in den Kirchenklub, aber seine Vorstellungen beim Masturbieren wurden in den nächsten Wochen von Veronica und dem kleinen silbernen Kreuz beherrscht, das zwischen ihren Brüsten hing. Selbst wenn er sie sich nackt vorstellte, blieb das Kreuz dort. Es war tatsächlich bald das eigentlich Erregende, und noch lange nachdem Veronica aus seinen Träumen verschwunden war, dachte er an Mädchen mit kleinen silbernen Kreuzen zwischen ihren Brüsten, und der Gedanke verschaffte ihm unglaublichen Genuß.

Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Dasselbe war im Anfang bei Gott. Alle Dinge sind durch dasselbe gemacht, und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Und das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat's nicht begriffen. Es ward ein Mensch, von Gott gesandt, der hieß Johannes. Dieser kam zum Zeugnis, daß er von dem Licht zeugte, auf daß sie alle durch ihn glaubten. Er war nicht das Licht, sondern daß er zeugte von dem Licht. Das war das wahrhaftige Licht, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen. Es war in der Welt, und die Welt ist durch dasselbe gemacht; und die Welt kannte es nicht. Er kam in sein Eigentum; und die Seinen nahmen ihn nicht auf. Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, die an seinen Namen glauben; welche nicht von dem Geblüt noch von dem Willen des Fleisches noch von dem Willen eines Mannes, sondern von Gott geboren sind.

Johannes 1,1-13

Einsam, einsam, einsam...

Oh, Herr Jesus...

Laß das!

Na-rr

LASS DAS

Na

LASS DAS rr NEIN!

Herr Je...

LASS DAS!

Ich liebe dich... LASS DAS

Herr Jesus, ich... LASS DAS

Einsam...

Akne. Waschen. Einsam. Vernunft. Ein großes silbernes Kreuz ficken.

Seine Rippen verheilten.

An den Abenden humpelte er jetzt zum Eingang der Höhle und hörte sich den Singsang der Essener bei ihrem Abendgebet an. Aus irgendeinem unerfindlichen Grunde brachte der monotone Singsang immer Tränen in seine Augen, und er begann haltlos zu weinen.

In diesem Stadium seiner Genesung wurde er oft von Depressionen erfaßt, die ihn an Selbstmord denken ließen.

Er hatte alle Gashähne im Haus aufgedreht und es zeitlich so eingerichtet, daß es mit der Rückkehr seiner Mutter von der Arbeit zusammenfiel.

Eben bevor sie das Gartentor öffnete und auf die Haustür zuging, legte er sich im Wohnzimmer vor den Gasofen.

Als sie hereinkam, schrie sie, hob ihn auf, legte ihn auf das Sofa und schlug sämtliche Fenster im Erdgeschoß ein, bevor ihr einfiel, die Gashähne zuzudrehen und einen Arzt zu rufen.

Als der Arzt kam, hatte sie eine Geschichte für ihn bereit – über einen Unfall. Aber der Arzt schien voll im Bilde zu sein. Er zeigte nicht allzuviel Mitgefühl für Karl.

»Du möchtest im Rampenlicht stehen, junger Mann«, sagte er, als Karls Mutter nicht im Zimmer war. »Du möchtest im Rampenlicht stehen, wenn du mich fragst.«

Karl hatte zu weinen angefangen.

»Wir werden eine Urlaubsreise machen«, sagte seine Mutter, als der »Arzt gegangen war. »Was ist es denn? Kommst du in der Schule nicht gut mit? Wir werden in Urlaub fahren.«

»Es hat nichts mit der Schule zu tun«, schluchzte er.

»Was ist es dann?«

»Du bist es...«

»Ich? Ich? Warum ich? Was hab' ich damit zu tun? Was willst du damit sagen?«

»Nichts.« Er wurde trotzig.

»Ich muß anrufen, daß sie kommen und die Scheiben einsetzen«, sagte sie und eilte hinaus. »Es wird ein Vermögen kosten.«

Liebe mich, liebe mich, liebe mich...

Einsam...

Vater unser, der du bist im Himmel, geheiligt werde dein Name, dein Reich komme...

LIEBE MICH!

Schwebend, größer als die Welt, den kleinen beschnittenen Pimmel in der Hand, Silberwolken in der Form eines großen, weichen Kreuzes, ich treibe, treibe, komme, komme...

LIEBE MICH!

Bill Haley und seine Comets. *See you later, alligator*. Und für dreieinhalb Monate war Gott vergessen.

Einen Monat war Johannes der Täufer abwesend. Glogauer lebte bei den Essenern und fand es erstaunlich leicht, als seine Gesundheit sich besserte, sich an ihren Alltag zu gewöhnen.

Er entdeckte, daß das Dorf der Essener aus einem weit verstreuten Haufen von eingeschossigen, aus Kalkstein und Lehmziegeln gebauten Häusern und aus den Höhlen auf beiden Seiten des flachen Tales bestand. Einige waren natürliche Höhlen, andere waren von frühen Bewohnern des Tals und von den Essenern selbst ausgehauen worden.

Die Essener lebten in Gütergemeinschaft, und manche Mitglieder dieser Sekte, was Glogauer schon vorher aufgefallen war, hatten auch Ehefrauen, obwohl die meisten von ihnen ein absolut mönchisches Leben führten.

Glogauer erfuhr zu seiner Überraschung, daß die meisten der Essener Pazifisten waren und sich weigerten, Waffen herzustellen oder zu besitzen. Ihre Glaubensvorstellungen stimmten nicht ganz mit den eher kriegerischen Ankündigungen des Täufers überein, doch die Sekte duldete und verehrte Johannes ohne Zweifel.

Vielleicht verdrängte ihr Haß gegen die Römer ihre Prinzipien. Vielleicht waren sie nicht absolut sicher, was Johannes vorhatte. Möglicherweise hatte er sich absichtlich in dieser Sache nicht klar ausgedrückt – oder vielleicht hatte Glogauer ihn nicht richtig verstanden. Was immer der Grund dafür sein mochte, daß sie ihn duldeten, es bestand kaum ein Zweifel daran, daß er praktisch ihr Anführer war.

Das Leben der Essener bestand aus drei rituellen Bädern am Tag, einem Gebet bei jeder Mahlzeit und bei Tages- und Nachtanbruch, und aus Arbeit.

Die Arbeit war nicht schwierig.

Manchmal führte Glogauer einen Pflug, den zwei andere Mitglieder der Sekte zogen; manchmal half er einen Pflug ziehen; manchmal hütete er die Ziegen, die an den Berghängen weideten.

Es war ein friedliches, geordnetes Leben, und selbst die ungesunden Aspekte gehörten so fest zur Routine, daß Glogauer sie nach einiger Zeit gar nicht mehr wahrnahm.

Wenn er die Ziegen hütete, lag er auf einer Bergkuppe und schaute über das Wüstenland hinaus. Es war keine absolute Wüste, sondern ein felsiges, mit Gestrüpp bewachsenes Land, das Tieren wie Ziegen oder Schafen ausreichend Futter bot.

Hier und da wuchsen Sträucher, und am Ufer des Flusses, der zweifellos ins Tote Meer mündete, auch einige kleinere Bäume.

Das Gelände war uneben. Es hatte die Konturen eines aufgewühlten Sees, der dann gefroren und gelb und braun geworden war.

Hinter dem Toten Meer lag Jerusalem.

Offenbar hatte Christus die Stadt noch nicht zum letztenmal betreten.

Johannes der Täufer mußte (wenn man sich auf das Neue Testament verlassen konnte) noch vorher sterben. Salome mußte für Herodes tanzen, und der große Kopf des Täufers mußte von seinem Körper abgetrennt werden. Die Art, wie dieser Gedanke ihn erregte, erzeugte ein Schuldgefühl bei Glogauer. Müßte er den Täufer nicht warnen?

Er wußte, daß er es nicht tun würde. Er war besonders gewarnt worden, bevor er sich in die Zeitmaschine begab, daß er keinen Versuch machen dürfe, am Lauf der Geschichte etwas zu ändern. Er redete sich selbst ein, daß er ja nicht genau wußte, welchen Lauf die Geschichte dieser Zeit genommen hatte. Es gab nur Legenden, keine rein historischen Berichte. Die Bücher des Neuen Testaments waren Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte nach den Ereignissen geschrieben, die sie schilderten. Sie waren nie historisch überprüft worden. Spielte es dann eine Rolle, wenn er in das Geschehen eingriff?

Aber er wußte dennoch, daß er keinen Versuch machen würde, Johannes vor der Gefahr zu warnen.

Undeutlich empfand er auch, weshalb. Er wollte, daß die Ereignisse wahr wurden. Er wollte, daß das Neue Testament recht behielt.

Bald würde er Jesus aufsuchen müssen.

Seine Mutter zog häufig um, neigte jedoch dazu, immer ungefähr in der gleichen Gegend zu bleiben. Wenn sie ein Haus in einem Teil von Süd-London verkaufte, kaufte sie ein anderes nur einen Kilometer davon entfernt.

Nach seiner kurzen Phase als Rock-and-Roll-Fan zogen sie nach Thornton Heath, und er trat dem dortigen Kirchenchor bei. Seine Stimme war gut und klangvoll, und der Kurat, der die Proben des Chors leitete, begann ein besonderes Interesse an ihm zu zeigen. Zuerst unterhielten sie sich über Musik, aber bald drehten sich ihre Gespräche mehr und mehr um Religion. Karl bat den Kuraten um Rat bei seinen recht allgemeinen Gewissensproblemen. Wie konnte er ein normales Leben mit normaler Betätigung führen, ohne jemanden zu verletzen? Warum waren Menschen so gewalttätig gegeneinander? Warum gab es Kriege?

Mr. Youngers Antworten waren etwa so verschwommen und allgemein wie Karls Fragen, aber er gab sie mit einer so tiefen, selbstsicheren und überzeugenden Stimme, daß Karl sich anschließend immer wohler fühlte.

Sie gingen miteinander spazieren. Mr. Younger legte seinen Arm um Karls Schultern.

An einem Wochenende fuhr der Chor zu einem Fest nach Winchester, und sie übernachteten in einer Jugendherberge. Karl schlief in einem Zimmer mit Mr. Younger.

Spätnachts kroch Mr. Younger zu Karl ins Bett.

»Ich wünschte, du wärst ein Mädchen, Karl«, sagte Mr. Younger und streichelte Karls Kopf.

Karl war zu verwirrt, um zu antworten, aber er reagierte, als er Mr. Youngers Hand an seinen Genitalien spürte.

Sie liebten diese ganze Nacht, aber am Morgen fühlte sich Karl angeekelt, und er stieß Mr. Younger vor die Brust und sagte ihm, wenn er das jemals wieder versuchen sollte, würde er es seiner Mutter sagen.

Mr. Younger weinte und sagte, es täte ihm leid. Könnten er und Karl nicht Freunde bleiben? Aber Karl hatte das Gefühl, daß Mr. Younger ihn irgendwie verraten hatte. Mr. Younger sagte, er liebte Karl – nicht so, sondern auf eine christliche Art – und daß ihm seine Gesellschaft viel Freude gemacht hätte. Aber Karl sprach nicht mit ihm und wich ihm auf der Heimfahrt nach Thornton Heath aus.

Karl blieb noch einige Wochen im Kirchenchor, aber zwischen ihm und Mr. Younger herrschte Spannung.

Am Ende eines Probenabends bat Mr. Younger Karl, noch dazubleiben, und Karl wurde zwischen Abscheu und Verlangen hin- und hergerissen.

Schließlich blieb er und erlaubte Mr. Younger, seine Genitalien zu streicheln, unter einem Plakat, das ein schlichtes Holzkreuz mit der Unterschrift GOTT IST DIE LIEBE zeigte.

Karl brach in hysterisches Gelächter aus, rannte aus der Kirche davon und ging nie wieder hin.

Er war fünfzehn.

Silberkreuze gleich Frauen. Holzkreuze gleich Männer.

Er stellte sich oft selbst als Holzkreuz vor. Er hatte zwischen Schlafen und Wachen Halluzinationen, in denen er sich als schweres Holzkreuz sah, das ein zartes Silberkreuz durch dunkle Weiten verfolgte.

Als er siebzehn war, hatte er alles Interesse am formalen Christentum verloren und begeisterte sich für heidnische Religionen, besonders für den keltischen Mystizismus und den Mithraskult. Er hatte eine Affäre mit der Frau eines Sergeant-Major gehabt, die in Kilburn wohnte. Er hatte sie bei einer Party getroffen, die von einer Frau gegeben wurde, die er durch eine Bekanntschaftsanzeige in dem kurzlebigen Magazin *Avilion* kennengelernt hatte.

Die Frau des Sergeant-Major (er war irgendwo im Fernen Osten) hatte ein kleines silbernes Keltenkreuz, ein ›Sonnenkreuz‹, am Hals getragen, und das war es gewesen, was ihn zuerst angezogen hatte. Er hatte allerdings eine halbe Flasche Gin gebraucht, bevor er es gewagt hatte, seinen Arm um ihre mageren Schultern zu legen und später, in der Dunkelheit, seine Hände zwischen ihre Schenkel zu schieben und ihre Fotze durch ihre Satinhosen zu befühlen.

Nach Deirdre Thompson hatte er Erfolg auf Erfolg bei den faden Frauen der Gruppe, die alle, wie er entdeckte, die gleichen Satinhosen trugen.

Innerhalb von sechs Monaten war er erschöpft, verabscheute die neurotischen Weiber, haßte sich selbst und war fertig mit dem keltischen Mystizismus. Er hatte die meiste Zeit nicht zu Hause gewohnt, überwiegend bei Deirdre Thompson, aber jetzt ging er nach Hause zurück und bekam einen Nervenzusammenbruch.

Seine Mutter war der Ansicht, er brauchte Abwechslung, und gab ihm das Fahrgeld, damit er Freunde von ihm in Hamburg besuchte.

Seine Hamburger Freunde hielten sich für Nachfahren des Volkes, das umgekommen war, als Atlantis durch Atombomben zerstört wurde, die unfreundliche Geister vom Mars aus fliegenden Untertassen abgeworfen hatten.

Es gab diesmal eine Folge von faden deutschen Frauen. Im Unterschied zu ihren britischen Schwestern trugen sie alle schwarze Nylon-Spitzenhöschen.

Das brachte etwas Abwechslung.

In Hamburg wurde er zum militanten Christengegner und vertrat die Meinung, das Christentum sei die Perversion eines älteren Glaubens, eines nordischen Glaubens.

Aber er konnte nie ganz akzeptieren, daß dieser Glaube in seiner reinsten Form der der Atlanter gewesen sein sollte, und am Ende zerstritt er sich mit seinen deutschen Freunden, fand das übrige Deutschland recht unsympathisch und reiste nach Tel Aviv ab, wo er den Besitzer eines Buchladens kannte, der sich auf okkultistische Werke spezialisiert hatte, hauptsächlich in Französisch.

Dort in Tel Aviv erfuhr er in einem Gespräch mit einem ungarischen Maler von Jung und tat seine Schriften als Unsinn ab. Er zog sich noch mehr von der Welt zurück und nahm eines Tages einen Bus, der ihn in ein ländliches Gebiet in der Halbwüste brachte. Er landete schließlich im Antilibanon, wo die Menschen eine Sprache sprachen, die dem alten Aramäisch näherkam als alles, was er bis dahin gehört hatte. Er fand diese Menschen gastfreundlich; es gefiel ihm bei ihnen. Er lebte vier Monate bei ihnen, bevor er nach Tel Aviv zurückkehrte und in

einer aufnahmebereiteren Stimmung wieder mit dem Ungarn über Jung sprach. In dem okkultistischen Buchladen und in anderen Buchläden und Bibliotheken in Tel Aviv fand er nichts von Jung in Englisch. Er beschloß, nach England zurückzukehren, und ließ sich das Fahrgeld vom britischen Konsulat.

Sobald er in Süd-London ankam, ging er in die dortige Bibliothek und verbrachte eine Menge Zeit mit der Lektüre von Jung.

Seine Mutter fragte ihn, wann er sich eine Stellung suchen wollte.

Er sagte ihr, daß er die Absicht habe, Psychologie zu studieren und dann Psychiater zu werden.

Der Lebensstil der Essener war, bei aller Einfachheit, recht angenehm.

Sie hatten ihm ein Lendentuch aus Ziegenfell und einen Stab gegeben, und bis auf die Tatsache, daß er ständig bewacht wurde, hatten sie ihn anscheinend als eine Art Laienmitglied der Sekte akzeptiert.

Manchmal befragten sie ihn so nebenher über seinen Wagen – die Zeitmaschine, die sie bald aus der Wüste bergen wollten –, und er erzählte ihnen, daß er ihn von Ägypten nach Syrien und dann hierher getragen habe. Sie nahmen das Wunder gelassen auf. Sie waren an Wunder gewöhnt.

Die Essener hatten merkwürdigere Dinge gesehen als seine Zeitmaschine.

Sie hatten Menschen über Wasser laufen und Engel vom Himmel herabkommen und wieder aufsteigen sehen; sie

hatten die Stimme Gottes und seiner Erzengel gehört, und auch die verführerische Stimme des Teufels und seiner Gesellen.

Sie schrieben all diese Dinge in ihre Pergamentrollen, die lediglich Aufzeichnungen des Übernatürlichen enthielten, so wie sie in ihren anderen Rollen Aufzeichnungen über ihr tägliches Leben und Nachrichten, die reisende Mitglieder ihrer Sekte mitbrachten, verzeichneten.

Sie lebten ständig in der Gegenwart Gottes, sprachen mit Gott und erhielten Antworten von ihm, wenn sie ihr Fleisch genügend kasteit und genug gefastet und ihre Gebete unter der sengenden Sonne Judäas gesprochen hatten.

Karl Glogauer ließ sein Haar lang wachsen und rasierte sich nicht mehr. Sein Gesicht und sein Körper waren bald von der Sonne gebräunt. Er kasteite sich und fastete und sprach seine Gebete unter der Sonne, so wie sie es taten.

Aber er hörte Gott kaum, und nur einmal meinte er einen Erzengel mit brennenden Schwingen gesehen zu haben.

Eines Tages führten sie ihn zum Fluß und taufte ihn auf den Namen, den er Johannes dem Täufer zuerst genannt hatte. Sie taufte ihn Immanuel.

Die Zeremonie mit ihrem Singen und Schwingen stieg ihm sehr zu Kopfe, und er war danach in einer euphorischen Stimmung und glücklicher als je zuvor.

Trotz seiner Bereitschaft, die Visionen der Essener selbst zu erleben, wurde Glogauer enttäuscht.

Andererseits überraschte es ihn, daß er sich so wohl fühlte angesichts der Härten, die er auf sich nahm. Er fühlte sich auch gelöst in der Gesellschaft dieser sonderbaren Männer und Frauen, die, das mußte er zugeben, nach jeder normalen Betrachtungsweise zweifellos wahnsinnig waren. Vielleicht kam es daher, daß ihr Wahnsinn von seinem nicht allzu verschieden war, daß er sich nach einiger Zeit keine Gedanken mehr darum machte.

Monica.

Monica hatte kein silbernes Kreuz.

Sie hatten sich kennengelernt, als er in der Nervenheilanstalt von Darley Grange als Pfleger arbeitete. Er hatte geglaubt, er könnte sich hocharbeiten. Sie war eine psychiatrische Sozialarbeiterin, die mehr Mitgefühl gezeigt hatte als die anderen, als er sich um Gehör für seine Klagen über die harte Behandlung der Patienten bemühte, über die kleinen Quälereien durch andere Pfleger und Schwestern, die Schläge und Anschauzer.

»Wissen Sie, wir kriegen einfach nicht das richtige Personal«, hatte sie ihm gesagt. »Die Bezahlung ist viel zu schlecht...«

»Dann sollten sie eben mehr bezahlen.«

Statt die Achseln zu zucken wie die anderen, hatte sie genickt. »Ich weiß. Ich habe deswegen schon zwei Briefe

an den *Guardian* geschrieben – ohne meine Unterschrift, wissen Sie –, und keiner wurde veröffentlicht.«

Er war kurz danach gegangen und sah sie mehrere Jahre nicht wieder. Er war zwanzig.

Johannes der Täufer kehrte eines Abends zurück. Mit zwanzig oder mehr seiner engsten Jünger im Gefolge kam er über die Hügel gewandert.

Glogauer sah ihn, als er sich anschickte, die Ziegen für die Nacht in ihre Höhlen zu treiben. Er wartete auf Johannes.

Zuerst erkannte der Täufer ihn nicht, aber dann lachte er.

»Aber, Immanuel, du bist ein Essener geworden, wie ich sehe. Haben sie dich schon getauft?«

Glogauer nickte. »Ja.«

»Gut.« Dann zog der Täufer die Stirn kraus, als ihm ein anderer Gedanke kam. »Ich war in Jerusalem«, sagte er. »Um Freunde aufzusuchen.«

»Und was gibt es aus Jerusalem zu berichten?«

Der Täufer sah ihn offen an. »Daß du wahrscheinlich kein Spion des Herodes oder der Römer bist.«

»Ich bin froh, daß du zu diesem Schluß gekommen bist«, sagte Glogauer lächelnd.

Der harte Gesichtsausdruck des Johannes milderte sich. Er lächelte und packte ihn in der Art der Römer am Oberarm.

»Du bist also unser Freund. Vielleicht mehr als nur ein Freund...«

Glogauer zog die Brauen hoch. »Ich verstehe dich nicht.« Er war erleichtert, daß der Täufer, der offensichtlich die ganze Zeit damit zugebracht hatte, sorgfältig zu überprüfen, ob Glogauer nicht im Sold seiner Feinde stand, zu der Überzeugung gekommen war, daß er ein Freund sei.

»Ich glaube, du weißt, was ich meine«, sagte Johannes.

Glogauer war müde. Er hatte sehr wenig gegessen und den größten Teil des Tages beim Ziegenhüten in der Sonne verbracht. Er gähnte und konnte sich nicht dazu bringen, die Frage weiter zu verfolgen

»Ich weiß nicht...«, fing er an.

Das Gesicht Johannes' verfinsterte sich für einen Augenblick, aber dann lachte er etwas gezwungen. »Sag jetzt nichts! Iß heute abend mit mir! Ich habe wilden Honig und Heuschrecken.«

Glogauer hatte diese Speise noch nicht gegessen, sie war die Hauptnahrung von Reisenden, die keinen Proviant mitführten, sondern sich von dem ernährten, was sie unterwegs fanden. Manche hielten es für eine Delikatesse.

»Danke«, sagte er. »Heute abend.«

Johannes lächelte ihn an, ein mysteriöses Lächeln, und schritt dann mit seinen Männern davon.

Rätselnd trieb Glogauer die Ziegen in ihre Höhlen, und schloß das Tor aus Weidengeflecht, um sie einzusperren. Dann ging er über den freien Platz zu seiner eigenen Höhle und legte sich aufs Stroh.

Offenbar sah ihn der Täufer in irgendeiner Rolle, die in seine eigenen Pläne paßte.

All das Gras, all die Bäume, all die Sonnentage mit Eva, der süßen, jungfräulichen, ihn bewundernden Eva. Er hatte sie in Oxford auf einer Party kennengelernt, die Gerard Friedman gab, der Journalist, der auf Bücher über das Übernatürliche spezialisiert war.

Am nächsten Tag waren sie an der Isis spazierengegangen, hatten die Barken am anderen Ufer angesehen, die fischenden Jungen und die Türme der Colleges in der Ferne.

Sie war beunruhigt.

»Du darfst dir nicht soviel Sorgen machen, Karl. Nichts ist vollkommen. Kannst du das Leben nicht nehmen, wie es kommt?«

Sie war das erste Mädchen, bei dem er sich entspannt gefühlt hatte. Er hatte gelacht. »Ich nehme es an. Warum nicht?«

Sie war so warm. Ihr blondes Haar war lang und fein, fiel ihr oft über das Gesicht und verbarg ihre großen blauen Augen, die ihn immer so offen ansahen, ob sie ernst oder belustigt war.

Diese paar Wochen hatte er das Leben genommen, wie es kam. Sie schliefen miteinander in seiner kleinen Bodenkammer in Friedmans Haus, ließen sich weder durch Friedmans widerwärtiges Interesse an ihrem Verhältnis noch durch die Briefe, die sie manchmal von ihren Eltern bekam, stören, in denen sie fragten, wann sie nach Hause käme.

Sie war achtzehn, ihr erstes Jahr am Somerville College, und es waren Ferien.

Es war das erstemal, daß ihn jemand liebte. Sie war vollkommen in ihn verliebt und er in sie. Zuerst hatten ihn

ihre Leidenschaft und ihre Sorge um ihn verlegen gemacht, ihn mißtrauisch gemacht, denn er konnte nicht glauben, daß jemand soviel Liebe für ihn empfinden könnte. Allmählich hatte er sie angenommen und erwidert. Wenn sie voneinander getrennt waren, schrieben sie einander ziemlich schlechte Liebesgedichte.

»Du bist so gut, Karl«, sagte sie oft. »Du wirst bestimmt einmal etwas ganz Großartiges in der Welt vollbringen.«

Er lachte dann. »Das einzige Talent, das ich habe, ist das Talent zum Selbstmitleid...«

»Selbstunsicherheit – das ist etwas anderes.«

Er versuchte dann immer, ihr das idealisierte Bild von ihm auszureden, doch das überzeugte sie nur von seiner Bescheidenheit.

»Du bist wie – wie Parzival...«, sagte sie eines Abends zu ihm, und er lachte laut, merkte, daß er sie beleidigt hatte, und küßte sie auf die Stirn.

»Sei nicht albern, Eva!«

»Ich meine es wirklich, Karl. Du suchst nach dem Heiligen Gral. Und du wirst ihn finden.«

Er war von ihrem Glauben an ihn beeindruckt gewesen und begann sich zu fragen, ob sie recht hätte. Vielleicht war ihm wirklich etwas vorausbestimmt. Sie gab ihm ein so heroisches Gefühl. Er sonnte sich in ihrer Verehrung.

Er war mit einigen Recherchen für Friedman beschäftigt und verdiente damit genug Geld, um ihr ein kleines silbernes ägyptisches Kreuz als Kettenanhänger zu kaufen. Sie hatte sich riesig darüber gefreut. Sie studierte vergleichende Religionswissenschaft und war zu der Zeit besonders begeistert von den Ägyptern.

Aber es genügte ihm nicht lange, sich an ihrer Liebe für ihn zu erfreuen. Er mußte sie auf die Probe stellen; sich Sicherheit verschaffen. Er begann sich an den Abenden zu betrinken, ihr schmutzige Geschichten zu erzählen, in Kneipen Streit vom Zaun zu brechen – Streit, den er dann nicht ausfocht, weil er zu feige war, wie er klar zu erkennen gab.

Und sie begann sich von ihm zurückzuziehen.

»Du machst mich nervös«, erklärte sie ihm voller Sorge.

»Du versetzt mich so in Spannung.«

»Was ist los? Kannst du mich nicht lieben, wie ich bin? So bin ich nun mal. Ich bin nicht Parzival.«

»Du läßt dich gehen, Karl.«

»Ich versuche nur, dir zu zeigen, wie ich wirklich bin.«

»Aber du bist nicht wirklich so. Du bist lieb – gut – freundlich...«

»Ich bin ein mich selbst bemitleidender Versager. Nimm mich als das oder laß es!«

Sie ließ es. Sie fuhr zwei Tage später nach Hause zu ihren Eltern. Er schrieb ihr und erhielt keine Antwort. Er fuhr hin, um mit ihr zu sprechen, aber ihre Eltern sagten, sie sei nicht zu Hause.

Mehrere Monate fühlte er sich schrecklich verloren und verwirrt. Warum hatte er ihre Beziehungen absichtlich zerstört? Weil er wollte, daß sie ihn so akzeptierte, wie er war, nicht wie sie ihn sich vorstellte. Aber angenommen, sie hatte recht? Hatte er absichtlich die Chance, etwas Besseres zu sein, zurückgewiesen? Er konnte es nicht sagen.

Einer der Jünger des Täufers holte ihn eine Stunde später ab und führte ihn zu dem Haus auf der anderen Seite des Tals.

Es waren nur zwei Räume in dem Haus: einer zum Essen und einer zum Schlafen.

Johannes begrüßte ihn in dem kaum möblierten Eßraum. Er winkte ihm, sich auf die Baumwollmatte hinter dem niedrigen Tisch zu setzen, auf dem das Essen bereitgestellt war.

Er setzte sich hin und kreuzte die Beine. Johannes setzte sich ihm gegenüber und zeigte lächelnd mit der Hand auf das Essen. »Fang an!«

Das Gericht aus Honig und Heuschrecken war zu süß für seinen Geschmack, aber es war eine willkommene Abwechslung von Gerste oder Ziegenfleisch.

Johannes der Täufer aß mit Appetit. Die Nacht war hereingebrochen, und der Raum wurde von Lampen erhellt, die aus ölgefüllten Schalen mit darin schwimmenden Dochten bestanden. Von draußen drangen leises Gemurmel und das Stöhnen und die Rufe der Betenden herein.

Glogauer tauchte wieder eine Heuschrecke in die Schüssel mit Honig. »Warum wünschtest du mich zu sehen, Johannes?«

»Weil es Zeit ist.«

»Zeit wofür? Planst du, die Bevölkerung von Judäa gegen die Römer zu führen?«

Dem Täufer schien die direkte Frage ungelegen zu kommen. Es war die erste dieser Art, die ihm Glogauer gestellt hatte.

»Wenn es Adonais Wille sein sollte«, sagte er, ohne aufzusehen, während er sich über die Honigschüssel beugte.

»Wissen die Römer das?«

»Ich bin nicht sicher, Immanuel, aber Herodes, der Blut-schänder, hat ihnen zweifellos erzählt, daß ich gegen die Ungerechten predige.«

»Und doch verhaften die Römer dich nicht.«

»Pilatus wagt es nicht – nicht, seit die Petition an Kaiser Tiberius gesandt wurde.«

»Petition?«

»Ja, die von Herodes und von den Pharisäern unterschrieben wurde, als Pilatus, der Prokurator, Votivtafeln im Palast in Jerusalem aufstellte und den Tempel zu schänden versuchte. Tiberius erteilte Pilatus eine Rüge, und seit der Zeit ist der Prokurator, obwohl er die Juden immer noch haßt, etwas vorsichtiger im Umgang mit uns.«

»Sag mir, Johannes, weißt du, wie lange Tiberius in Rom schon regiert?« Er hatte bis jetzt keine Gelegenheit gehabt, dies noch einmal zu fragen.

»Vierzehn Jahre.«

Es war 28 nach Christus – fast ein Jahr vor dem Datum, an dem nach der übereinstimmenden Meinung der meisten Gelehrten die Kreuzigung stattfand; und seine Zeitmaschine war zerschlagen.

Jetzt plante Johannes der Täufer einen bewaffneten Aufstand gegen die römischen Besatzer, aber, wenn man den Evangelien glauben durfte, mußte er bald durch Herodes enthauptet werden. Gewiß hatte in dieser Zeit keine Rebellion größeren Ausmaßes stattgefunden.

Selbst diejenigen, die behaupten, daß der Einzug Jesu und seiner Jünger in Jerusalem und die Invasion des Tem-

pels einfach Handlungen bewaffneter Rebellen gewesen seien, hatten keine Hinweise dafür gefunden, daß Johannes der Täufer eine ähnliche Revolte angeführt haben könnte.

Wieder kam ihm in den Sinn, daß er Johannes warnen könnte. Aber würde der Täufer ihm glauben? Würde er es nicht vorziehen, ihm nicht zu glauben, ganz gleich, was für Beweise ihm vorgelegt würden?

Glogauer schätzte den Täufer inzwischen sehr. Der Mann war ganz eindeutig ein hartgesottener Revolutionär, der seit Jahren den Aufstand gegen die Römer plante und sich langsam eine genügend große Gefolgschaft aufgebaut hatte, um den Versuch erfolversprechend zu machen.

Er erinnerte Glogauer stark an den Typus eines Partisanenführers im Zweiten Weltkrieg. Er besaß die gleiche Zähigkeit und den Sinn für die Realitäten seiner Lage. Er wußte, daß er nur eine einzige Chance haben würde, die im Lande stationierten Kohorten zu zerschlagen. Wenn sich die Revolte in die Länge zöge, hätte Rom genügend Zeit, Truppenverstärkungen nach Jerusalem zu schicken.

»Was glaubst du, wann Adonai die Ungerechten durch deine Hand zu vernichten beabsichtigt?« fragte Glogauer diplomatisch.

Johannes sah ihn ein wenig belustigt an.

»Das Passahfest ist eine Zeit, wenn die Menschen erregt und am meisten aufgebracht gegen die Fremden sind«, sagte er.

»Wann ist das nächste Passahfest?«

»Erst in vielen Monaten.«

Glogauer aß eine Weile schweigend, dann sah er den Täufer offen an.

»Ich spiele eine Rolle in dieser Sache, nicht wahr?« fragte er.

Johannes sah zu Boden. »Du wurdest uns von Adonai gesandt, um uns dabei zu helfen, seinen Willen zu erfüllen.«

»Wie kann ich euch helfen?«

»Du bist ein Magus.«

»Ich kann keine Wunder wirken.«

Johannes wischte sich Honig von seinem Bart. »Das kann ich nicht glauben, Immanuel. Die Art deiner Ankunft war wundersam. Die Essener wußten nicht, ob du ein Teufel oder ein Sendbote Adonais warst.«

»Ich bin keines von beiden.«

»Warum verwirrst du mich, Immanuel? Ich weiß, daß du Adonais Sendbote bist. Du bist das Zeichen, das die Essener erwarteten. Die Zeit ist fast reif. Das Reich Gottes auf Erden wird bald errichtet werden. Komm mit uns! Sage den Leuten, daß du mit Adonais Stimme sprichst! Wirke große Wunder!«

»Deine Macht läßt nach, ist es das?« Glogauer sah Johannes scharf an. »Du brauchst mich, um die Hoffnung deiner Rebellen zu erneuern?«

»Du sprichst wie ein Römer, mit so wenig Takt.«

Johannes stand ärgerlich auf.

Offenbar zog er es vor, sich weniger direkt auszudrücken wie die Essener, mit denen er lebte. Es gab dafür einen praktischen Grund, erkannte Glogauer, da Johannes und seine Männer ständig Verrat fürchteten. Selbst die Aufzeichnungen der Essener waren zum Teil in Code geschrieben, wobei ein harmlos erscheinendes Wort oder eine Wendung etwas vollkommen anderes bedeuten konnte.

»Verzeih mir, Johannes! Aber sag mir bitte, ob ich recht habe!«

Glogauer sprach leise.

»Bist du kein Magus, wenn du in diesem Wagen aus dem Nichts auftauchst?« Der Täufer breitete die Hände aus und zuckte die Achseln. »Meine Leute sahen dich. Sie sahen, wie das glänzende Ding in der Luft Gestalt annahm, aufplatzte und dich heraussteigen ließ. Ist das nichts Wunderbares? Die Kleider, die du trugst – war das eine irdische Gewandung? Die Talismane in dem Wagen – sprachen die nicht für einen mächtigen Zauber? Der Prophet sagte, es würde ein Magus aus Ägypten kommen, und er würde Imanuel heißen. So steht es im Buch Micha. Sind all diese Dinge nicht wahr?«

»Die meisten. Aber es gibt Erklärungen...« Er brach ab, weil ihm kein passender Ersatz für das Wort »rational« einfiel. »Ich bin ein gewöhnlicher Mann wie du. Ich habe nicht die Macht, Wunder zu wirken. Ich bin nur ein Mensch!«

Johannes sah ihn böse an. »Du willst damit sagen, du verweigerst uns deine Hilfe?«

»Ich bin dir und den Essenern dankbar. Ihr habt mir mit großer Wahrscheinlichkeit das Leben gerettet. Wenn ich mich dafür erkenntlich zeigen kann...«

Johannes nickte nachdenklich. »Du kannst es, Imanuel.«

»Wie?«

»Sei der große Magus, den ich brauche! Laß mich dich allen vorführen, die ungeduldig werden und sich von Adonais Willen abkehren möchten! Laß mich ihnen erzählen, wie du zu uns gekommen bist! Dann kannst du sagen,

daß alles Adonais Wille ist und sie sich bereitmachen müssen, ihn zu erfüllen.«

Johannes starrte ihn durchdringend an.

»Willst du das, Immanuel?«

»Johannes – gibt es keine Möglichkeit, dir zu helfen, ohne dich oder mich oder die Leute zu täuschen...?«

Johannes sah ihn nachdenklich an. »Vielleicht bist du dir deiner Bestimmung nicht bewußt...«, sagte er sinnend. »Warum nicht? Ich wäre tatsächlich viel mißtrauischer, wenn du große Ansprüche geltend machtest. Immanuel, willst du es mir nicht glauben, daß du derjenige bist, dessen Ankunft uns prophezeit wurde?«

Glogauer fühlte sich geschlagen. Wie konnte er dagegen anstreiten? Nach allem, was er wußte, konnte er doch derjenige sein. Angenommen, es gab Menschen, die mit einer Art hellseherischer Begabung ausgestattet waren... Oh, das war Unsinn. Aber was konnte er tun?

»Johannes, du brauchst dringend ein Zeichen. Angenommen, der echte Magus kommt an...«

»Er ist gekommen. Du bist es. Ich habe gebetet, und ich weiß es.«

Wie konnte er Johannes sagen, daß es sein dringender Wunsch nach Hilfe war, der ihn wahrscheinlich davon überzeugt hatte? Er seufzte.

»Immanuel – willst du der Bevölkerung von Judäa nicht helfen?«

Glogauer schob die Lippen vor. »Laß es mich überlegen, Johannes! Laß mich schlafen! Komm morgen zu mir, und ich werde es dir sagen.«

Mit einiger Überraschung wurde ihm klar, daß sich ihre Rollen vertauscht hatten. Statt daß er sich das Wohlwollen

des Täufers zu erhalten suchte, war der Täufer jetzt äußerst bemüht, sich seines zu erhalten.

Als er zu seiner Höhle zurückkehrte, war er in Hochstim-
mung, konnte ein breites Lächeln nicht unterdrücken.
Ohne etwas dafür getan zu haben, befand er sich jetzt in
einer Machtposition. Wie sollte er die Macht einsetzen?
Hatte er wirklich eine Mission zu erfüllen? Konnte er den
Gang der Geschichte ändern und als der verantwortliche
Mann den Juden helfen, die Römer hinauszuerwerfen?

»Jude sein, heißt unsterblich sein«, hatte Friedman ihm einige Tage nach Evas Heimfahrt gesagt. »Jude sein, heißt ein Schicksal haben – selbst wenn man dieses Schicksal leicht überleben kann.«

Friedman war groß und stark und hatte ein blasses, dickes Gesicht und zynische Augen. Er war fast völlig kahl. Er trug schwere Anzüge aus grünem Tweed. Er war äußerst großzügig zu Karl und schien wenig Gegenleistung dafür zu erwarten – nur Karl als Zuhörer gelegentlich.

»Jude sein, heißt ein Märtyrer sein. Nimm noch einen Sherry!« Er ging quer durch sein Arbeitszimmer und schenkte Karl noch ein großes Glas ein. »Da lag dein Fehler bei ihr, mein Junge. Du konntest einen solchen Erfolg nicht ertragen.«

»Ich bin mir nicht sicher, ob das stimmt, Gerard. Ich wollte, daß sie mich so nahm, wie ich bin...«

»Du wolltest, daß sie dich so nahm, wie du dich selbst siehst, nicht so, wie sie dich sah. Wer will sagen, wer recht hat? Du siehst dich als Märtyrer, nicht wahr? Was für ein Jammer! So ein hübsches Mädchen. Du hättest sie lieber mir abtreten können, statt sie zu vergraulen.«

»Oh, red nicht so, Gerard! Ich habe sie geliebt.«

»Dich selbst aber noch mehr geliebt.«

»Wer tut das nicht?«

»Viele Leute empfinden überhaupt keine Liebe für sich selbst. Es spricht für dich, daß du dich selbst liebst.«

»Du redest, als wäre ich Narziß.«

»Du siehst nicht so aus. Mach dir nichts vor!«

»Einerlei, ich glaube nicht, daß es überhaupt etwas damit zu tun hat, daß ich Jude bin. Du und deine Generation, ihr macht immer etwas so Mystisches aus dem Judentum. Ihr überkompensiert, was unter Hitler geschah.«

»Möglich.«

»Außerdem bin ich gar kein richtiger Jude. Ich wurde nicht jüdisch erzogen.«

»Bei so einer Mutter? Nicht jüdisch erzogen? Vielleicht bist du nicht in die Synagoge gegangen, mein Sohn, aber du hast es auf andere Art mitbekommen...«

»Oh, Gerard! Du vernebelst die eigentliche Sache – ich suche nach einer Möglichkeit, sie zurückzugewinnen.«

»Vergiß sie! Such dir ein nettes jüdisches Mädchen! Das meine ich wirklich. Sie wird dich verstehen. Wenn man es von allen Seiten betrachtet, Karl, diese nordischen Typen taugen nicht für das, was du brauchst...«

»Herrgott! Ich wußte nicht, daß du ein Rassist bist.«

»Ich bin nur ein Realist...«

»Das habe ich schon einmal gehört.«

»Na gut. Wenn du Ärger suchst...«

»Vielleicht tue ich es.«

Vater...

Schmerzliche Blicke.

Vater...

Ein Mund, der sich bewegt. Keine Worte.

Schweres Holzkreuz, das sich durch den Sumpf kämpft, während ein zartes Silberkreuz von einem Hügel aus zu-
sieht.

Hil... NEIN!

Darf nicht bitten.

Will nur... NEIN!

HILF MIR!

Nein!

»Eine formale Religion taugt nichts«, sagte Johnny ihm im Pub. Johnny war ein Studienkollege Gerards. »Sie ist einfach nicht zeitgemäß. Du mußt die Antwort in dir selbst finden. Meditation.«

Johnny war dünn und hatte ein ewig sorgenvolles Gesicht. Nach dem, was Gerard sagte, war er in seinem dritten Jahr und kam sehr schlecht voran.

»Man holt sich Trost aus einer Religion, ohne Verantwortung zu übernehmen«, sagte Friedman von seinem Barhocker hinter Johnny. Karl lachte.

Johnny drehte sich zu Friedman um. »Das ist typisch, nicht? Du weißt nicht, was du redest. Verantwortung? Ich bin Pazifist – bereit, für meinen Glauben zu sterben. Das ist mehr, als du tun würdest.«

»Ich habe keinen Glauben...«

»Genau!«

Karl lachte wieder. »Ich bin bereit, gegen jeden in diesem Pub passiven Widerstand zu leisten.«

»Oh, halt doch den Mund! Ich habe etwas gefunden, was keiner von euch beiden je finden wird.«

»Es scheint dir nicht viel geholfen zu haben«, sagte Karl grausam, bereute es gleich und legte Johnny die Hand auf die Schulter. Aber der junge Mann zuckte die Achseln und verließ den Pub.

Karl wurde sehr niedergeschlagen.

»Mach dir keine Sorgen wegen Johnny!« sagte Gerard.
»Er schnappt immer gleich ein.«

»Das ist es nicht. Er hatte recht. Er hat etwas, woran er glaubt. Mir will es nicht gelingen, etwas zu finden.«

»Das ist gesünder.«

»Ich verstehe nicht, wie du von Gesundheit reden kannst, bei deinem krankhaften Interesse für Hexensabbate und solches Zeug...«

»Wir haben alle unsere Probleme«, sagte Gerard. »Trink noch einen!«

Karl zog die Stirn kraus. »Ich habe Johnny nur angegriffen, weil er mich verlegen machte, mich irgendwie bloßstellte.«

»Wir haben alle unsere Probleme. Trink noch einen!«

»Na schön.«

Gefangen. Versinkend. Kann nicht ich selbst sein. Zu etwas gemacht, was andere Leute von mir erwarten. Ist das jedermanns Schicksal? Waren die großen Individualisten die Produkte ihrer Freunde, die einen großen Individualisten zum Freund haben wollten?

Große Individualisten müssen einsam sein. Jeder muß glauben, sie seien unverwundbar. Und am Ende werden sie weniger als menschliche Wesen behandelt als alle anderen. Als Symbole für etwas hingestellt, das es nicht geben kann. Sie müssen einsam sein.

Einsam...

Es gibt immer einen Grund dafür, einsam zu sein.
Einsam...

»Mami – ich möchte ...«

»Wer will wissen, was du möchtest? Fast ein Jahr weg gewesen. Nie geschrieben. Was schert es dich, was ich möchte? Wo warst du? Ich hätte sterben können...«

»Versuch mich zu verstehen...«

»Warum sollte ich? Hast du je versucht, mich zu verstehen?«

»Ich habe es versucht, ja...«

»Den Teufel hast du. Was willst du diesmal?«

»Ich möchte...«

»Habe ich dir erzählt, was der Arzt mir gesagt hat...«

Einsam...

Ich brauche...

Ich möchte...

»Man bekommt in dieser Welt nichts, was man sich nicht verdient hat. Und was man sich verdient hat, bekommt man auch noch nicht immer.«

Betrunken lehnte er an der Bar und sah den kleinen Mann mit dem roten Gesicht an, der das gesagt hatte.

»Es gibt eine Menge Leute, die nicht bekommen, was sie verdient haben«, sagte der Wirt und lachte.

»Was ich meine, ist...«, sagte der rotgesichtige Mann langsam.

»Warum halten Sie nicht den Mund?« sagte Karl.

»Halt doch selbst den Mund!«

»Oh, haltet doch beide den Mund!« sagte der Wirt.

Liebe...

Scheu. Zart. Süß,

Liebe ...

»Dein Problem, Karl«, sagte Gerard, als sie die High Street entlang zum ›Mitre‹ gingen, wo Gerard ein Mittagessen spendieren wollte, »ist, daß du dich an eine romantische Liebe hängst. Sieh mich an! Ich habe alle möglichen krankhaften Neigungen – wie du mir so gern mit deiner vorwurfsvollen Stimme vorhältst. Ich werde so schrecklich geil, wenn ich eine schwarze Messe beobachte und all das. Aber ich schleiche nicht umher und schlachte Jungfrauen ab – teils, weil es gegen das Gesetz wäre. Aber ihr perversen Romantiker – euch bietet kein Gesetz Einhalt. Ich kann es nicht tun, wenn sie nicht einen schwarzen Schleier oder so etwas trägt, aber ihr könnt es nicht tun, wenn ihr nicht ewige Liebe geschworen habt und sie euch ewige Liebe geschworen hat und alles fürchterlich vernebelt ist. Der Schaden, den ihr anrichtet! Wie ihr euch selbst schadet und den armen Mädchen, die ihr gebraucht! Es ist widerlich...«

»Du bist noch zynischer als gewöhnlich, Gerard.«

»Nein! Kein bißchen. Ich spreche mit absoluter Aufrichtigkeit – ich habe in meinem ganzen Leben nichts so leidenschaftlich ernst gemeint. Romantische Liebe! Es sollte tatsächlich ein Gesetz dagegen geben. Widerlich.

Verheerend. Sieh dir an, wie es Romeo und Julia ging! Das muß uns allen eine Warnung sein.«

»Oh, Gerard...«

»Warum kannst du nicht einfach ficken und es genießen? Laß es dabei bleiben! Nimm es als selbstverständlich hin! Pervertiere nicht auch noch irgendein armes Mädchen!«

»Sie sind es gewöhnlich, die es so haben wollen.«

»Da ist was dran, mein Lieber.«

»Glaubst du überhaupt nicht an Liebe, Gerard?«

»Mein lieber Karl, wenn ich nicht an irgendeine Art von Liebe glaubte, würde ich mir dann die Mühe machen, dir diese Warnung zu geben?«

Karl lächelte ihn an. »Du bist sehr lieb, Gerard...«

»Oh, mein Gott! Nicht doch, Karl, bitte! Verstehst du nicht, was ich meine? Wenn du mich noch einmal so ansiehst, gebe ich dir nicht dieses teure Essen aus. Ich meine es ernst.«

Karl seufzte. Der einzige Mann, der ihm je uneigennützig Zuneigung geschenkt hatte, war auch der einzige Mann, der sich jede Zuneigung von ihm verbat. Es war wirklich Ironie.

Ich möchte...

Ich brauche...

Ich möchte...

»Monica. Es ist irgendein Mangel in *mir*...«

»Was für ein Mangel?«

»Nun, vielleicht ist es mehr der Mangel eines Mangels, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Oh, um Himmels willen!«

»Du bist sensibel«, hatte Eva ihm gesagt.

»Nein, ich sagte dir – ich bemitleide mich selbst. Das hältst du für Sensibilität.«

»Oh, Karl. Warum hast du kein Erbarmen für dich selbst?«

»Erbarmen? Ich verdiene es nicht.«

»Wonach suchst du, Karl?« fragte Gerard beim Essen.

»Ich weiß es nicht. Vielleicht nach dem Heiligen Gral. Eva schien zu glauben, daß ich ihn finden würde.«

»Warum nicht? Er müßte heutzutage ein Vermögen wert sein. Trinken wir noch eine Flasche?«

»Du weißt, ich bin kein Märtyrer, Gerard, ich bin kein Heiliger, ich bin kein Held, und ich bin auch nicht wirklich ein Lump. Ich bin einfach ich selbst. Warum können die Leute mich nicht so nehmen?«

»Karl – ich mag dich gerade, weil du genauso bist, wie du bist.«

»Weil du den Gönner spielen kannst. Dir gefällt es, daß ich so durcheinander bin, meinst du.«

»Vielleicht hast du recht. Noch eine Flasche?«

»Na schön.«

Gerard hatte ihm angeboten, die Kosten für sein Psychologiestudium zu übernehmen.

»Ich tue es nur, weil ich mir große Sorgen mache, was sonst aus dir wird«, hatte er gesagt. »Wenn es so weitergeht, trittst du noch zur katholischen Kirche über!«

Er hatte ein Jahr studiert und es dann wieder aufgegeben. Er hatte nur Jung studieren wollen, und sie hatten darauf bestanden, daß er auch noch alles mögliche andere studieren sollte. Ihm sagte das meiste andere nicht zu.

Gott?

Gott?

Gott?

Keine Antwort.

Mit Gerard war er ernst, eindringlich, intelligent.

Mit Johnny war er überlegen, herablassend.

Mit manchen war er still. Mit anderen laut. In Gesellschaft von Narren war er fröhlich wie ein Narr. In Gesellschaft von Leuten, die er bewunderte, war er froh, wenn es ihm gelang, scharfsinnig zu erscheinen.

»Warum bin ich alles mögliche und benehme mich so verschieden mit allen Leuten, Gerard? Ich weiß einfach nicht, wer ich wirklich bin. Wer von diesen Leuten bin ich, Gerard? Was stimmt mit mir nicht?«

»Vielleicht bemühst du dich nur ein wenig zu sehr zu gefallen, Karl.«

Er hatte Monica im Sommer 1962 wiedergesehen, kurz nachdem er sein Studium aufgeben hatte. Er war mit allerlei Gelegenheitsarbeiten beschäftigt, und seine Stimmung war sehr schlecht.

Zu der Zeit war ihm Monica als große Hilfe erschienen, eine großartige Führung durch die seelische Düsternis, die ihn umfassen hatte.

Sie wohnten beide nicht weit vom Holland Park, und dort hatten sie sich eines Sonntags am Goldfischbecken in den Gartenanlagen getroffen.

Sie gingen in diesem Sommer fast jeden Sonntag im Holland Park spazieren. Er war zu dieser Zeit vollkommen beherrscht von Jungs merkwürdigem christlichen Mystizismus.

Sie, die Jung ablehnte, hatte bald begonnen, all seine Gedanken schlechtzumachen.

Obwohl sie ihn nie wirklich überzeugte, gelang es ihr doch bald, ihn unsicher zu machen.

Es dauerte sechs Monate, bis sie miteinander ins Bett gingen.

Er erwachte und sah Johannes vor sich stehen. Das bärtige Gesicht des Täufers drückte Erwartung und Sorge aus.

»Nun, Immanuel?«

Karl kraulte sich seinen Bart. Er nickte. »Also gut, Johannes. Ich will euch helfen, um euretwillen, weil ihr freundlich zu mir wart und mir das Leben gerettet habt.

Aber würdest du dafür Männer ausschicken, um meinen Wagen so bald wie möglich hierher zu holen? Ich will sehen, ob er sich reparieren läßt.«

»Das will ich tun.«

»Du darfst meine Kraft nicht zu hoch einschätzen, Johannes...«

»Ich glaube absolut an deine Kraft...«

»Ich hoffe, du wirst nicht enttäuscht.«

»Das werde ich nicht.« Johannes legte seine Hand auf Glogauers Arm. »Du wirst mich morgen taufen, um allen Leuten zu zeigen, daß Adonai mit uns ist.«

Er war immer noch beunruhigt über den Glauben des Täufers an seine Kräfte, aber er konnte nichts mehr sagen. Wenn auch andere den Glauben des Täufers teilten, konnte er möglicherweise etwas tun.

Glogauer spürte wieder die Hochstimmung des letzten Abends, und das breite Lächeln kam ungewollt wieder auf seine Lippen.

Der Täufer begann zu lachen, unsicher zuerst, aber dann gelöster.

Glogauer fing auch an zu lachen, konnte sich nicht halten, mußte nur ab und zu pausieren, um Luft zu schnappen.

Es war vollkommen widersinnig, daß er es sein sollte, der mit Johannes dem Täufer Christus den Weg bereiten sollte.

Aber Christus war noch nicht geboren. Vielleicht wurde Glogauer das allmählich klar, ein Jahr vor der Kreuzigung.

Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit. Johannes zeugt von ihm, ruft und spricht: Dieser war es, von dem ich gesagt habe: Nach mir wird kommen, der vor mir gewesen ist; denn er war eher als ich.

Johannes 1, 14-15

Es war ungemütlich heiß.

Sie saßen im Schatten der Cafeteria und beobachteten in der Ferne ein Cricketspiel.

In der Nähe saßen zwei Mädchen und ein Junge auf dem Rasen und tranken Orangensaft aus Plastikbechern. Eines der Mädchen hatte eine Gitarre auf dem Schoß liegen, es stellte den Becher ab und begann zu spielen und mit hoher, zarter Stimme ein Volkslied dazu zu singen.

Karl versuchte den Text zu verstehen. Am College hatte er eine Vorliebe für Volksmusik entwickelt.

»Das Christentum ist tot.« Monica schlürfte ihren Tee.
»Die Religion stirbt. Gott wurde 1945 getötet.«

»Es könnte eine Wiederauferstehung geben«, sagte er.

»Hoffentlich nicht. Die Religion wurde aus der Angst geboren. Das Wissen vernichtet die Angst. Wenn es keine Angst mehr gibt, kann die Religion nicht überleben.«

»Du glaubst, es gibt keine Angst in unseren Tagen?«

»Nicht mehr dieselbe Angst, Karl.«

»Hast du dich nie mit der *Idee* des Christus beschäftigt?« fragte er sie, den Kurs wechselnd. »Was die für die Christen bedeutet?«

»Die Idee des Traktors bedeutet dasselbe für einen Marxisten«, erwiderte sie.

»Aber was kam zuerst? Die Idee oder die Wirklichkeit des Christus?«

Sie zuckte die Achseln. »Die Wirklichkeit, wenn das von Belang ist. Jesus war ein jüdischer Aufrührer, der eine Revolte gegen die Römer organisierte. Er wurde für seine Bemühungen gekreuzigt. Das ist alles, was wir wissen, und mehr brauchen wir auch nicht zu wissen.«

»Eine große Religion kann nicht so simpel begonnen haben.«

»Wenn die Leute eine brauchen, machen sie eine große Religion aus den unwahrscheinlichsten Anfängen.«

»Das ist ja gerade, was ich meine, Monica.« Er gestikulierte wild, und sie rückte ein wenig von ihm ab. »Die *Idee* ging der Wirklichkeit *Christi* voraus.«

»Oh, Karl, red nicht weiter! Die Wirklichkeit *Jesu* ging der Idee *Christi* voraus.«

Ein Paar ging vorbei und sah sie neugierig an, als sie miteinander stritten.

Monica bemerkte sie und verstummte.

»Warum bist du so wild darauf, die Religion zu verurteilen und abfällig über Jung zu reden?« fragte er.

Sie stand auf, und er erhob sich auch, aber sie schüttelte den Kopf.

»Ich geh nach Hause, Karl. Bleib du hier! Wir sehen uns in einigen Tagen.«

Er sah ihr nach, während sie auf dem breiten Weg dem Parktor zuschritt: Vielleicht schätzte er ihre Gesellschaft, dachte er, weil sie bereit war, genauso heftig zu streiten wie er – oder jedenfalls fast so heftig.

Vampire.

Wir sind ein Paar.

Als er am nächsten Tag von der Arbeit nach Hause kam, fand er einen Brief vor.

Sie mußte ihn geschrieben haben, nachdem sie ihn verlassen hatte, und noch am selben Tag aufgegeben haben. Er öffnete ihn und begann zu lesen.

Lieber Karl,

Gespräche scheinen keine große Wirkung auf Dich zu haben. Weißt Du, es ist, als ob Du den Klang der Stimme hörtest, den Rhythmus der Wörter, ohne je zu hören, was man Dir mitzuteilen versucht.

Du bist ein wenig wie ein sensibles Tier, nehme ich an, das nicht versteht, was man ihm sagt, aber spürt, ob die Person, die zu ihm spricht, freundlich oder zornig ist und so weiter. Deshalb schreibe ich Dir – um zu versuchen, Dir meine Gedanken mitzuteilen. Wenn wir zusammen sind, reagierst Du zu sehr gefühlsmäßig.

Er lächelte darüber. Es war gerade einer der Gründe, warum er so gern mit ihr zusammen war, daß sie meistens leidenschaftlich reagierte.

Du machst den Fehler, das Christentum als etwas zu betrachten, das sich innerhalb weniger Jahre entwickelte, vom Tode Jesu bis zu der Zeit, in der die Evangelien geschrieben wurden. Aber das Christentum war nichts Neues. Nur der Name war neu. Das Christentum war nur eine Phase in der Begegnung, der gegenseitigen Befruchtung und der Metamorphose der westlichen Logik und des östlichen Mystizismus. Sieh Dir an, wie sich die Religion selbst im Laufe der Jahrhunderte änderte, wie sie immer wieder neu ausgelegt wurde, um sie den veränderten Zeiten anzupassen. Christentum ist nur ein neuer Name für ein Konglomerat aus alten Mythen und Philosophien. Die Evangelien berichten nichts anderes als den alten Sonnenmythos und werfen einige der Gedanken der Griechen und Römer durcheinander.

Schon im zweiten Jahrhundert wiesen jüdische Gelehrte nach, was für ein Mischmasch sie darstellten.

Sie wiesen auf die großen Ähnlichkeiten zwischen den verschiedenen Sonnenmythen und dem christlichen Mythos hin. Die Wunder geschahen nicht – sie wurden später erfunden, von hier und dort entliehen.

Erinnerst Du Dich an die alten viktorianischen Professoren, die behaupteten, Plato sei in Wirklichkeit ein Christ gewesen, weil er christliche Gedanken vorwegnahm?

Christliche Gedanken!

Das Christentum war ein Boden für Gedanken, die schon Jahrhunderte vor Christus im Umlauf waren. War Mark Aurel ein Christ? Er schrieb in der direkten Tradition westlicher Philosophie. Deshalb faßte das Christentum in Europa Fuß und nicht im Osten!

Du hättest bei Deiner Voreingenommenheit Theologe sein

sollen – und nicht versuchen sollen, Psychologe zu werden. Das gleiche gilt für Deinen Freund Jung.

Versuch Dir all diesen krankhaften Unsinn aus dem Kopf zu schlagen, und Du wirst mit Deinem Leben viel besser zurechtkommen.

Deine Monica!

Er zerknüllte den Brief und warf ihn weg. Später am Abend kam ihm die Versuchung, ihn noch einmal zu lesen, aber er widerstand der Versuchung.

Die Zeitmaschine kam ihm fremd vor. Vielleicht, weil er sich so an das primitive Leben der Essener gewöhnt hatte, erschien ihm die aufgeplatzte Kugel so sonderbar, wie sie ihnen erscheinen mußte.

Er berührte den Stift, der normalerweise die Luftschleuse von außen betätigt hätte, aber es geschah nichts.

Er kroch durch den Riß hinein. Die ganze Flüssigkeit war ausgelaufen, wie er schon wußte, und ohne die polstern-
de Wirkung der Flüssigkeit würde jede Reise durch die Zeit wahrscheinlich sowieso tödlich für ihn enden.

Johannes der Täufer spähte hinein, als hätte er Angst, Glogauer würde versuchen, mit seinem Wagen zu fliehen.

Glogauer lächelte ihn an. »Mach dir keine Sorgen, Johannes!«

Alles war tot. Die Motoren liefen nicht an, und selbst wenn er ihr Gehäuse geöffnet hätte, er war nicht Techniker genug, um sie in Ordnung zu bringen. Keines der Instrumente arbeitete. Die Zeitmaschine war tot.

Wenn Headington nicht eine neue Maschine baute und ihm nachschickte, mußte er für immer in dieser Zeit bleiben.

Die Einsicht traf ihn wie ein Schock.

Er würde wahrscheinlich das zwanzigste Jahrhundert nie wiedersehen und nicht berichten können, was er hier erlebte.

Tränen traten in seine Augen. Er wankte von der Maschine weg und stieß Johannes beiseite.

»Was ist, Immanuel?«

»Was mache ich hier? Was mache ich hier?« rief er in Englisch. Er brachte die Worte kaum heraus. Auch sie kamen ihm fremd vor. Was ging mit ihm vor?

Es kam ihm der Gedanke, die ganze Sache könne eine Illusion sein, ein langer Traum. Die Idee der Zeitmaschine kam ihm jetzt absolut lächerlich vor. Das Ding war eine Unmöglichkeit.

»O Gott«, stöhnte er, »was geht vor?«

Wieder überkam ihn ein Gefühl völliger Verlassenheit.

Wo bin ich?

Wer bin ich?

Was bin ich?

Wo bin ich?

»Zeit und Identität«, pflegte Headington voller Begeisterung zu sagen, »die zwei großen Mysterien. Winkel, Kurven, weiche und harte Perspektiven. Was sehen wir? Was sind wir, daß wir auf besondere Art sehen? Was können wir sein oder gewesen sein? All die Windungen und Kurven der Zeit. Ich hasse die Gedanken, die die Zeit als eine Dimension des Raumes dargestellt wissen wollen, sie mit räumlichen Metaphern beschreiben. Kein Wunder, daß sie nirgendwohin führen. Die Zeit hat nichts mit dem Raum zu tun – sie hat mit der Psyche zu tun. Ah! Niemand versteht das. Nicht einmal ihr!«

Die anderen Mitglieder der Gruppe hatten ihn als ein wenig geistesverwirrt angesehen.

»Ich bin der einzige«, hatte er ruhig und ernst gesagt, »der die Natur der Zeit wirklich versteht...«

»Und um da einzuhaken...«, sagte Mrs. Rita Blen ungehört. »Ich glaube, es ist Zeit für eine Tasse Tee, meint ihr nicht?«

Die anderen Mitglieder stimmten ihr begeistert zu.

Mrs. Rita Blen war ein wenig taktlos gewesen. Headington war beleidigt aufgestanden und gegangen.

»Ach, was«, sagte sie. »Ach was...«

Aber die anderen nahmen es ihr übel. Headington war schließlich sehr bekannt und gab der Gruppe ein gewisses Prestige.

»Ich hoffe, er kommt wieder«, hatte Glogauer gemurmelt.

Er litt schon seit seiner Jugend unter Migräne. Ihm wurde dann schwindelig, er mußte brechen und wurde vollkommen von Schmerzen beherrscht.

Oft begann er während der Anfälle eine andere Identität anzunehmen – die einer Person aus einem Buch, das er gerade las, eines Politikers, der zu der Zeit viel genannt wurde, einer historischen Gestalt, wenn er kurz zuvor eine Biographie gelesen hatte.

Das einzige, was alle kennzeichnete, waren ihre Ängste.

Heyst in *Victory* war mit den drei Männern beschäftigt gewesen, die auf die Insel kamen, hatte sich gesorgt, wie er sie aufhalten, wie er sie möglichst töten könnte (als Heyst war er ein etwas verfeinerter Charakter geworden als Conrads). Nachdem er die Geschichte der russischen Revolution gelesen hatte, hielt er sich für Sinowjew, den Minister für Verkehrs- und Telegrafwesen, dem es oblag, Ordnung in das Chaos von 1918 zu bringen, und der sich dabei aber auch hüten mußte, daß er nicht nach wenigen Jahren einer Säuberung zum Opfer fiel.

Er lag dann in einem verdunkelten Zimmer, mit gräßlichen Kopfschmerzen, und konnte nicht richtig schlafen, weil er keine Lösung für die rein hypothetischen Probleme fand, die ihn verfolgten. Er verlor den Sinn für seine eigene Identität und die Umstände völlig, wenn niemand

kam, um ihn daran zu erinnern, wer und wo er war. Monica hatte es belustigt, als er ihr das erzählte.

»Eines Tages«, sagte sie, »wirst du aufwachen und fragen, wer du bist – und ich werde es dir nicht sagen.«

»Du bist mir eine feine Sozialarbeiterin!« hatte er lachend gesagt.

Keiner von beiden sorgte sich wegen dieser harmlosen Halluzinationen. In seinem alltäglichen Leben wurde er von keinen abnorm schizoiden Tendenzen geplagt, außer daß er seine Rolle manchmal ein wenig änderte, um sie der Gesellschaft anzupassen, in der er sich befand; er ertappte sich dabei, daß er unbewußt Nuancen der Sprechweise anderer Leute nachahmte, aber ihm war bewußt, daß das alle Leute bis zu einem gewissen Grade tun. Das gehört zum Leben.

Manchmal wanderte er umher und wunderte sich darüber, wie die Persönlichkeit anderer Leute sich seiner eigenen überlagerte.

Einmal war er in einem Pub, als er betrunken war, plötzlich vom Tisch aufgesprungen, hatte die Arme geschwenkt, war auf und nieder gesprungen und hatte Monica angegrinst. »Sieh mich an!« hatte er gesagt. »Sieh – die Koralleninsel...«

Sie hatte ihn ärgerlich angesehen. »Was ist jetzt mit dir los? Sie werden uns hinauswerfen, wenn du dich so benimmst.«

»Ich bin's doch nur, bin über's Meer gekommen, ich bin Barnacle Bill, der Seemann«, sang er.

»Du verträgst nicht viel Alkohol, Karl, das ist dein Problem...«

»Ich vertrage zuviel – das ist mein Problem.«

»He, was soll das?« fragte ein Mann an der Bar, dessen Ellbogen er angestoßen hatte.

»Ich wünschte, ich wüßte es, mein Freund. Ich wünschte, ich wüßte es.«

»Komm, Karl!« Sie war aufgestanden und zupfte an seinem Ärmel.

»Das Leben jedes Mannes verkleinert mich«, sagte er, während sie ihn zur Tür hinausschleppte.

Pubs und Schlafzimmer; Schlafzimmer und Pubs. Er schien den größten Teil seines Lebens im Halbdunkel zu verbringen. Selbst im Buchladen war es meistens düster.

Es hatte natürlich Tage draußen gegeben – Sonnentage und helle Wintertage –, aber all seine Erinnerungen an Monica standen vor dunklen Hintergründen irgendeiner Form. Sie stapften durch schmutzigen Schnee im Park unter diesem typisch englischen Himmel, dem schweren, bleigrauen Himmel.

Ganz gleich zu welcher Stunde, sie schienen immer in der Dämmerung miteinander gelebt zu haben, nach diesen ersten Begegnungen im Sommer, bevor sie miteinander geschlafen hatten.

Er hatte einmal gesagt: »Ich habe einen zwielichten Geist...«

»Wenn du einen getrüben Geist meinst, stimme ich dir voll zu«, hatte sie geantwortet.

Er ignorierte ihre Bemerkung. »Es ist meine Mutter, glaube ich. Sie hatte nie einen klaren Begriff von der Realität...«

»Es wäre alles ganz in Ordnung mit dir, wenn du dich den Dingen stellen würdest – ein Schuß zuviel Narzißmus, das ist alles.«

»Jemand sagte mir, ich haßte mich selbst zu sehr...«

»Einfach zuviel Ich.«

Er hielt seinen beschnittenen Penis in der Hand und sah ihn liebevoll an.

»Du bist der einzige Freund, den ich habe. Der einzige Freund, den ich habe.«

Oft nahm er in seinen Gedanken einen selbständigen Charakter an. Ein lieber Freund, ein Freudenspender. Doch auch ein bißchen ein loser Bursche, der ihn immer wieder in Schwierigkeiten brachte.

Weiche Silberkreuze, die sich auf der blanken Meeresoberfläche ausbreiteten.

Platsch!

Hölzerne Kreuze fielen vom Himmel.

Platsch!

Sie zerrissen die Oberfläche und schlugen die Silberkreuze entzwei.

»Warum zerstöre ich alles, was ich liebe?«

»Oh, Gott! Laß das weinerliche Pubertätsgestammel, Karl, ich bitte dich!«

Platsch.

Durch die ganze Arabische Wüste zog ich meinen Weg, ein
Sklave der Sonne, auf der Suche nach meinem Gott.

»Zeit und Identität – die beiden großen Mysterien...«

Wo bin ich?

Wer bin ich?

Was bin ich?

Wo bin ich?

Fünf Jahre in der Vergangenheit.

Fast zweitausend Jahre in der Zukunft.

Im heißen, verschwitzten Bett mit Monica.

Wieder einmal hatte ein Ansatz zu einem normalen Liebesakt nach und nach zur Ausübung leicht abartiger Handlungen geführt, die sie mehr zu befriedigen schienen als alles andere.

Ihr richtiges Werben und die Erfüllung sollten noch kommen. Wie gewöhnlich würden sie verbaler Natur sein. Wie gewöhnlich würden sie Ihre Klimax in einem zornigen Streitgespräch finden. »Ich nehme an, du willst mir sagen, daß du wieder nicht befriedigt bist.« Sie nahm die brennende Zigarette, die er ihr in der Dunkelheit reichte.

»Mir fehlt nichts«, sagte er.

Es herrschte eine Weile Stille, während sie rauchten.

Schließlich begann er doch zu reden, obwohl er wußte, wohin es führen würde.

»Es ist doch Ironie, nicht?« begann er.

Er wartete auf ihre Antwort. Sie hielt sie noch eine Weile zurück.

»Was?« fragte sie endlich.

»All dies. Du bringst den ganzen Tag damit zu, Neurotikern mit ihren sexuellen Problemen zu helfen. Und in der Nacht tust du dasselbe wie sie.«

»Nicht im gleichen Ausmaß. Du weißt, daß es bei allem nur auf den Grad ankommt.«

»So sagst du.«

Er drehte den Kopf herum und betrachtete in dem Sternenlicht, das durchs Fenster kam, ihr Gesicht.

Sie war ein hagerer Rotkopf mit der ruhigen, professionellen Verführerstimme der psychiatrischen Helferin. Es war eine so weiche, unaufrichtige Stimme. Nur gelegentlich, wenn sie besonders erregt wurde, ließ ihre Stimme ihren wahren Charakter durchblicken.

Ihre Gesichtszüge, dachte er, erscheinen nie entspannt, nicht einmal, wenn sie schlief. Ihre Blicke waren ewig wachsam, ihre Bewegungen selten spontan. Jeder Zoll ihres Wesens war abgeschirmt, und das war wahrscheinlich der Grund, weshalb sie so wenig Spaß am normalen Liebesakt fand.

Er seufzte.

»Du kannst dich einfach nicht gehenlassen.«

»Oh, hör mir doch auf, Karl! Sieh dich doch selber an, wenn du nach neurotischem Fehlverhalten suchst!«

Sie bedienten sich der psychiatrischen Terminologie. Beide fühlten sich wohler, wenn sie etwas beim Namen nennen konnten.

Er wälzte sich von ihr weg, griff nach dem Aschenbecher auf dem Nachttisch und erhaschte einen Blick auf sich selbst im Spiegel über der Frisierkommode.

Er war ein bleicher, überspannter, düsterer jüdischer Kleriker mit einem Kopf voller Vorstellungen und ungeklärter fixer Ideen, einem Körper voller widersprüchlicher Emotionen. Er zog bei diesen Streitereien mit Monica immer den kürzeren. Verbal zumindest war sie die Dominierende.

Diese Wortgefechte erschienen ihm oft perverser als ihre sexuellen Handlungen, bei denen er wenigstens meistens

eine männliche Rolle spielte. Zu dieser Zeit war ihm bewußt geworden, daß er im wesentlichen passiv, masochistisch und unentschlossen war. Sogar sein häufig aufkommender Zorn war in diesen Tagen impotent.

Monica war um zehn Jahre älter als er, um zehn Jahre bitterer. Als Individuum war sie dynamischer als er, glaubte er jedenfalls. Doch sie versagte sehr oft bei ihrer Arbeit. Sie machte aber weiter und wurde nur oberflächlich immer zynischer, doch im stillen hoffte sie vielleicht doch auf ein paar aufsehererregende Erfolge bei Patienten. Sie versuchte zuviel zu erreichen, das war der Fehler, dachte er. Die Priester boten im Beichtstuhl ein Allheilmittel an; die Psychiater versuchten zu heilen, und in den meisten Fällen versagten sie. Aber sie versuchten es wenigstens, und er überlegte, ob das an sich nicht schon eine Tugend war.

»Ich habe mich angesehen«, sagte er.

Schliefe sie?

Er drehte sich herum.

Ihre wachsamten Augen waren noch offen und sahen zum Fenster hinaus.

»Ich habe mich angesehen«, wiederholte er. »So wie Jung es tat. ›Wie kann ich diesen Menschen helfen, wenn ich selbst fliehe und vielleicht auch an dem *morbus sacer* einer Neurose leide?‹ das fragte sich Jung selbst...«

»Dieser alte Effekthascher. Dieser alte Rationalisierer seines eigenen Mystizismus. Kein Wunder, daß aus dir nie ein Psychiater wurde.«

»Ich wäre nie ein guter geworden. Das hatte nichts mit Jung zu tun...«

»Wirf es nicht mir vor...«

»Ich wollte Menschen helfen. Ich fand keinen Zugang zu ihnen. Du hast mir selbst gesagt, daß du ähnlich empfindest – du hältst es für zwecklos.«

»Nach einer harten Arbeitswoche könnte ich so etwas sagen. Gib mir noch eine Zigarette!«

Er öffnete die Packung auf dem Nachttisch, steckte zwei Zigaretten in den Mund, zündete sie an und reichte ihr dann eine.

Fast unbewußt nahm er wahr, wie die Spannung wuchs.

Der Streit war sinnlos, wie immer. Aber nicht der Streit war das Wichtige: Es war einfach der Ausdruck des eigentlichen Verhältnisses. Er fragte sich, ob auch der überhaupt von Bedeutung war.

»Du sprichst nicht die Wahrheit.« Er wußte, daß es jetzt kein Halten mehr geben würde, da das Ritual in Gang gesetzt war.

»Ich sage die volle Wahrheit. Ich habe kein Bedürfnis, meine Arbeit aufzugeben. Sie hinzuschmeißen. Ich will keine Versagerin sein...«

»Versagerin? Du bist noch melodramatischer als ich!«

»Du bist zu ernst, Karl. Du müßtest ein wenig aus dir herausgehen.«

Er höhnte: »Wenn ich an deiner Stelle wäre, würde ich meine Arbeit aufgeben, Monica. Du eignest dich nicht besser dafür als ich.«

Sie zuckte die Achseln und zupfte an der Decke. »Du bist ein gemeiner Hund.«

»Ich bin nicht eifersüchtig auf dich, wenn du das meinst. Du wirst nie verstehen, wonach ich suche.«

Ihr Lachen klang spröde. »Der moderne Mensch auf der Suche nach einer Seele, wie? Der moderne Mensch auf

der Suche nach einer Krücke, würde ich sagen. Und du kannst das auffassen, wie du willst.«

»Wir zerstören die Mythen, die die Welt in Bewegung halten.«

»Jetzt sagst du gleich: ›Und was setzen wir an ihre Stelle?‹ Du klingst schal und dumm, Karl. Du hast noch nie etwas vernünftig betrachtet – nicht einmal dich selbst.«

»Was soll's? Du sagst, der Mythos sei unwichtig.«

»Die Wirklichkeit, die ihn entstehen läßt, ist wichtig.«

»Jung wußte, daß der Mythos auch die Wirklichkeit herbeiführen kann.«

»Was beweist, was für ein alter Trottel er war.«

Er streckte seine Beine aus. Dabei berührte er ihre und fuhr zurück. Er kratzte sich am Kopf. Sie lag immer noch da und rauchte, aber sie lächelte jetzt.

»Komm!« sagte sie. »Laß uns ein bißchen über Christus reden.«

Er sagte nichts.

Sie reichte ihm das Ende ihrer Zigarette, und er legte es in den Aschenbecher. Er schaute auf seine Uhr.

Es war zwei Uhr morgens.

»Warum tun wir das?« fragte er.

»Weil wir müssen.«

Sie schob ihre Hand unter seinen Hinterkopf und zog ihn zu ihren Brüsten heran. »Was können wir sonst tun?«

Er begann zu weinen.

Großmütig im Sieg, streichelte sie seinen Kopf und sprach leise auf ihn ein.

Zehn Minuten später liebte er sie brutal.

Zehn Minuten danach weinte er wieder.

Betrug.

Er betrog sich selbst und wurde so betrogen.

»Ich möchte Menschen helfen.«

»Du solltest dir lieber zuerst jemanden suchen, der dir hilft.«

»Oh, Monica. Monica.«

Wir Protestanten sind auf dem besten Wege, zu diesem Problem zu gelangen: Sollen wir die imitatio Christi so verstehen, daß wir sein Leben kopieren, gewissermaßen seine Wundmale nachäffen, oder, ihn in tieferem Sinne verstehend, unser Leben so leben, wie er das seinige in seinem ihm allein eigentümlichen So-sein gelebt hat? Das Christusleben nachahmen ist keine leichte Sache; aber es ist unsäglich viel schwieriger, das eigene Leben so zu leben, wie Christus das seine gelebt hat. Jeder würde gegen seine historische Bedingtheit verstoßen – und sie dadurch zwar erfüllen; jedoch würde er in seiner Art verkannt, verspottet, gequält und gekreuzigt... Neurose ist die Persönlichkeitsspaltung in letzter Linie.

C. G. JUNG: Über die Beziehungen der Psychotherapie zur Seelsorge.

Einsam...

Ich bin einsam...

»So, er ist also tot? Hat mir nie einen Penny geschickt, als er noch lebte. Hat mich nie besucht. Jetzt hinterläßt er dir ein Geschäft.«

»Mami – es ist eine Buchhandlung. Vielleicht geht sie gar nicht gut.«

»Ein Buchladen! Das ist typisch für ihn, nehme ich an. Ein Buchladen!«

»Ich werde ihn verkaufen, wenn du willst, Mami – dir das Geld geben.«

»Besten Dank!« sagte sie voll Ironie. »Nein, behalte du es! Vielleicht kommst du dann nicht mehr zu mir, um mich anzupumpen.«

»Es ist komisch, daß sie nicht früher geschrieben haben«, sagte er.

»Sie hätten uns zur Beerdigung einladen können.«

»Wärs du hingegangen?«

»Er war mein Mann, oder nicht? Dein Vater.«

»Ich nehme an, sie brauchten eine Weile, bis sie herausfanden, wo wir wohnen.«

»Wie viele Glogauers gibt es in London?«

»Stimmt. Wenn ich jetzt darüber nachdenke – es ist doch merkwürdig, daß du nie etwas von ihm gehört hast.«

»Warum hätte ich von ihm hören sollen? Er stand nicht im Telefonbuch. Wie hieß der Laden?«

»Mandala Bookshop. Er ist in der Great Russel Street.«

»Mandala. Was für ein Name ist das?«

»Sie verkaufen Bücher über Mystizismus und solche Dinge.«

»Na, ganz gewiß gehst du ihm nach, nicht? Ich habe immer gesagt, daß du ihm nachgehst.«

Er bahnte sich einen Weg durch die Bücher seines Vaters. Der vordere Teil des Ladens war verhältnismäßig ordentlich; die Bücher standen in den Regalen, die den kleinen Raum fast ganz ausfüllten. Der hintere Raum war jedoch voll von schwankenden, bis an die Decke reichenden Bücherstapeln, die um den unaufgeräumten Schreibtisch aufgetürmt waren.

Im Keller waren noch mehr Bücher, übereinandergestapelt, mit schmalen Gängen, die sich wie ein Irrgarten zwischen ihnen durchzogen.

Er gab es auf, den Laden aufzuräumen.

Am Ende ließ er die Bücher, wo sie waren, veränderte einiges im Hauptteil des Ladens, stellte einige seiner eigenen Möbel in den oberen Teil und fühlte sich dann eingerichtet. Was für einen Sinn hatte es, etwas zu verändern?

Er stieß auf einige Privatdrucke von Gedichten unter dem Namen John Fry. Das fremde Mädchen, das im Laden arbeitete, sagte ihm, daß sie von seinem Vater seien. Er las einige. Sie waren nicht sehr gut, ziemlich überladen mit Symbolismus und Bildern, aber sie enthüllten eine Persönlichkeit, die so sehr seiner eigenen glich, daß er es nicht ertragen konnte, lange zu lesen.

»Er war ein komischer alter Kauz«, sagte der dicke Kunde mit dem aufgeschwemmten Gesicht, der kam, um Bücher über schwarze Magie zu kaufen. »Ein bißchen verdreht in seiner Art, glaube ich. Wie ein böser alter Mann kam er mir vor. Immer schrie er Leute an. Die Streitereien, die man aus den hinteren Räumen hören konnte! Kannten Sie ihn?«

»Nicht besonders gut«, sagte Glogauer. »Hau ab, altes Arschloch!«

Es war seine erste mutige Tat, soweit er sich erinnerte. Er grinste, als der Mann sich schimpfend aus dem Laden trollte.

Seine ersten Monate als Besitzer des Ladens gaben ihm das Gefühl, jemand zu sein. Aber als die Rechnungen her-einkamen und er mit schwierigen Kunden umgehen muß-te, verging ihm das Gefühl allmählich.

Er erwachte in der Höhle und sagte laut: »Ich habe kein Recht, hier zu sein. Meine Existenz hier ist eine Un-möglichkeit. Es gibt so etwas wie eine Reise durch die Zeit gar nicht.«

Es gelang ihm nicht, sich selbst zu überzeugen. Sein Schlaf war unruhig gewesen, von Träumen und Erinne-rungen unterbrochen. Er wußte nicht einmal sicher, ob die Erinnerungen exakt waren. Hatte er wirklich einmal anderswo existiert, in einer anderen Zeit?

Er stand auf, band sich sein leinenes Lendentuch um und ging zum Eingang der Höhle.

Der Morgenhimmel war grau, die Sonne war noch nicht aufgegangen. Die Erde unter seinen bloßen Füßen war kalt, als er zum Fluß ging.

Er erreichte den Fluß und bückte sich, um sich das Gesicht zu waschen, wobei er sein Spiegelbild in dem dunklen Wasser sah. Sein Haar war lang, schwarz und ver-filzt, sein Bart bedeckte den ganzen unteren Teil seines Gesichts, und sein Blick war leicht irre. Er unterschied sich durch nichts von den anderen Essenern außer durch

seine Gedanken. Und die Gedanken vieler Essener waren merkwürdig genug. Waren Sie verrückter als sein Glaube, daß er ein Besucher aus einem anderen Jahrhundert sei?

Er schüttelte sich, als er sich kaltes Wasser ins Gesicht spritzte.

Da war die Zeitmaschine. Die hatte er erst gestern gesehen. Das war ein Beweis.

Solcherlei Überlegungen waren jedoch sowieso unsinnig, dachte er, während er sich aufrichtete. Die brachten ihn nirgendwohin. Sie waren Selbstbespiegelung.

Was war andererseits mit dem Glauben des Johannes, daß er ein großer Magus sei? War es recht, ihn in dem Glauben zu lassen, daß er die Gaben eines Sehers habe? Und war es recht, wenn Johannes ihn dazu benutzte, den nachlassenden Glauben derjenigen zu stärken, die die Revolution erwarteten?

Es spielte keine Rolle. Er war hier, dies widerfuhr ihm, er konnte nichts daran ändern. Er mußte am Leben bleiben, wenn es irgend ging, um in einem Jahr die Kreuzigung mitzuerleben, wenn sie tatsächlich stattfand.

Warum hatte es ihm gerade die Kreuzigung so angetan? Warum sollte sie ein Beweis für die Göttlichkeit des Christus sein? Das würde sie natürlich nicht sein, aber sie würde ihn spüren lassen, was wirklich geschah, was die Menschen wirklich damals fühlten.

War Christus wie Johannes der Täufer? Oder war er ein subtiler Politiker, der hauptsächlich in den Städten arbeitete und sich Freunde im Establishment verschaffte? Und im geheimen arbeitete – denn Johannes hatte noch nichts

von ihm gehört, und gerade Johannes mußte etwas von ihm wissen, denn er sollte ja ein Vetter von Jesus sein.

Vielleicht, dachte Glogauer, befand er sich in der falschen Gesellschaft.

Er lächelte und wandte sich wieder dem Dorf zu. Er spürte plötzlich eine Spannung. Etwas Dramatisches sollte heute geschehen, etwas, das seine Zukunft bestimmen würde. Aus irgendeinem Grunde wehrte er sich jedoch gegen den Gedanken, den Täufer zu taufen. Es war nicht recht. Er hatte kein Recht, sich als großer Prophet aufzuspielen.

Er rieb sich den Kopf. Er spürte dort leichte Schmerzen. Er hoffte, sie würden vergehen, bevor er Johannes traf.

Unsere Geburt ist nur ein Schlaf und ein Vergessen...

WORDSWORTH

Die Höhle war warm und angefüllt mit seinen Erinnerungen und Gedanken. Er betrat sie mit einer gewissen Erleichterung.

Wenig später sollte er sie zum letztenmal verlassen.

Dann würde es kein Entrinnen mehr geben.

»Wir alle wählen unsere archetypischen Rollen schon früh in unserem Leben«, sagte er der Gruppe. »Und laßt euch nicht irreführen von dem großen Wort ›Archetypus‹ – denn es gilt ebenso für den Bankangestellten in Sheperton wie für die großen Gestalten der Geschichte – ›archetypisch‹ heißt nicht ›heroisch‹. Das Seelenleben des

Bankangestellten ist so reich wie eures oder meins, die Rolle, die er auszufüllen meint, ist genauso wichtig wie die eines jeden anderen. Wenn auch sein bürgerlicher Anzug euch täuschen mag – und auch die, mit denen er zusammen lebt und arbeitet – er ist...«

»Quatsch, Quatsch«, sagte Sandra Peterson und fuchtelte mit ihren dicken Armen. »Die sind überhaupt keine Archetypen – die sind Stereotypen...«

»So etwas gibt es nicht«, blieb Glogauer bei seiner Meinung. »Es ist inhuman, über Menschen so zu urteilen...«

»Ich weiß nicht, wie du sie nennst, aber ich weiß, daß diese Leute die Grauen sind – die Kräfte der Mittelmäßigkeit, die die anderen herabzuziehen versuchen.«

Glogauer war schockiert, dem Weinen nahe. »Aber, Sandra, ich möchte erklären –«

»Für mich ist klar, daß du Jung völlig falsch auslegst«, sagte sie fest. »Ich habe alles gelesen, was er geschrieben hat!«

»Ich glaube, Sandra hat nicht ganz unrecht«, sagte Mrs. Rita Blen. »Schließlich sind wir hier, um gerade über diese Dinge zu diskutieren, oder nicht?«

Es könnte gelingen.

Er hatte die Zeit gut gewählt.

Die Gasöfen waren an, als Monica die Wohnung über dem Buchladen betrat. Der Gasgeruch erfüllte das ganze Zimmer. Er lag neben dem Ofen.

Sie öffnete ein Fenster und ging dann zu ihm hin.

»Mein Gott, Karl, was du nicht alles anstellen würdest, um Beachtung zu finden!«

Er fing an zu lachen.

»Herrgott! Bin ich so leicht zu durchschauen?«

»Ich gehe«, sagte sie.

Sie kam fast zwei Wochen nicht mehr. Er wußte, sie würde wiederkommen. Sie war schließlich nicht mehr die Jüngste, und so attraktiv war sie auch nicht. Sie hatte nur ihn.

»Ich liebe dich, Monica«, sagte er, als er zu ihr ins Bett kroch.

Sie hatte ihren Stolz. Sie reagierte nicht.

Johannes stand jetzt vor der Höhle. Er rief nach Karl.

»Es ist Zeit, Magus.«

Widerstrebend verließ er die Höhle. Er sah den Täufer flehend an.

»Johannes – bist du dir sicher?«

Der Täufer wandte sich zum Fluß und marschierte los.

»Komm! Sie warten schon.«

»Ich komme mit meinem Leben nicht zurecht, Monica.«

»Geht uns das nicht allen so, Karl?«

ZWEITER TEIL

10

*Und dein des Menschen Antlitz, dein
Des Menschen Glieder und sein Atem,
Einziehend durch die Pforte der Geburt und
Ausziehend durch die Pforte des Todes.*

William Blake: Jerusalem: An die Juden

Johannes stand bis an die Hüften in dem träge fließenden Wasser des Flusses. Die Essener waren alle gekommen, um die Taufe mitzuerleben. Sie standen stumm an den Ufern.

Glogauer stand unsicher an dem sandigen Uferhang, sah auf Johannes hinunter und sprach in seinem sonderbaren, stark akzentuierten Aramäisch zu ihm.

»Johannes, ich kann es nicht. Es kommt mir nicht zu, das zu tun.«

Der Täufer fürchte die Stirn. »Du mußt es.«

Glogauer atmete schwer, und seine Augen füllten sich mit Tränen, während er Johannes verzweifelt bittend ansah.

Aber der Täufer hatte kein Erbarmen.

»Du mußt. Es ist deine Pflicht.«

Glogauer fühlte sich schwindelig, als er zum Täufer in den Fluß stieg. Ihn fror.

Er stand zitternd im Wasser, unfähig, sich zu bewegen.

Er rutschte auf den Steinen im Flußbett aus. Johannes packte ihn am Arm und bewahrte ihn davor, umzufallen.

An dem klaren, harten Himmel stand die Sonne im Zenit und brannte auf seinen unbedeckten Schädel herab.

»Immanuel!« rief Johannes plötzlich: »Der Geist Adonais ist in dich gefahren!«

Glogauer war erschrocken. »Was...?« sagte er auf englisch. Er blinzelte.

»Der Geist Adonais ist in dir, Immanuel!«

Glogauer hatte immer noch Mühe zu sprechen. Er schüttelte schwach den Kopf. Das Kopfweg war noch nicht vorbei, und jetzt wurden die Schmerzen noch stärker. Er konnte kaum sehen. Er wußte, daß er den ersten Migräneanfall seit seiner Ankunft hier erlebte.

Er spürte Brechreiz.

Die Stimme des Täufers klang verzerrt und weit entfernt.

Glogauer taumelte im Wasser.

Als er Johannes entgegenfiel, verschwamm alles um ihn herum.

Er spürte, wie Johannes ihn auffing, und hörte sich selbst verzweifelt sagen: »Johannes – du mußt *mich* taufen!« Und dann hatte er Wasser im Mund und im Rachen und begann zu husten.

Er hatte eine solche Angst nicht mehr erlebt seit der Nacht, in der er zum erstenmal mit Monica ins Bett gegangen war und geglaubt hatte, er sei impotent.

Johannes schrie irgend etwas.

Was immer es gewesen sein mochte, es rief bei den Menschen an den Ufern eine Reaktion hervor.

Das Dröhnen in Glogauers Ohren verstärkte sich, wurde der Art nach anders. Er schlug im Wasser um sich und spürte dann, wie er auf die Beine gestellt wurde.

Immer noch war er von Panik und Schmerzen beherrscht. Er erbrach sich ins Wasser und stolperte, als Johannes ihn schmerzhaft fest am Arm packte und zum Ufer führte.

Er hatte Johannes im Stich gelassen.

»Es tut mir leid«, sagte er. »Es tut mir leid. Es tut mir leid. Es tut mir leid...«

Er hatte Johannes um seine letzte Chance zum Sieg gebracht. »Es tut mir leid. Es tut mir leid.«

Wieder einmal hatte er nicht die Kraft gehabt, das Richtige zu tun. »Es tut mir leid.«

Ein sonderbares rhythmisches Summen kam von den Essenern, während sie schwankten; es schwoll an, wenn sie sich nach der einen Seite neigten, und wurde schwächer, wenn sie sich zur anderen Seite neigten.

Als Johannes ihn losließ, hielt Glogauer sich die Ohren zu. Er würgte immer noch, aber jetzt nur noch trocken, doch schlimmer als je.

Er rannte davon, rannte, nur mühsam das Gleichgewicht bewahrend und sich immer noch die Ohren zuhaltend; rannte über das steinige, mit Gestrüpp bewachsene Land; rannte, während die Sonne am Himmel pulsierte und ihre Hitze auf seinen Schädel hämmerte; rannte davon.

Aber Johannes wehrte ihm und sprach: Ich bedarf wohl, daß ich von dir getauft werde, und du kommst zu mir? Jesus aber antwortete und sprach zu ihm: Laß es jetzt also sein! Also gebührt es uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen. Da ließ er's zu. Und da Jesus getauft war, stieg er alsbald herauf aus dem Wasser; und siehe, da tat sich der Himmel auf über ihm. Und er sah den Geist Gottes gleich als eine Taube herabfahren und über ihn kommen. Und siehe, eine Stimme vom Himmel herab sprach: Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe.

Matthäus 3, 14–17

Er war fünfzehn und machte sich ganz gut auf der Oberschule.

Er hatte in den Zeitungen von den Teddy-Boy-Banden gelesen, die den Süden Londons unsicher machten, aber die paar Jugendlichen in pseudo-edwardianischer Kleidung, die er gelegentlich getroffen hatte, waren ihm recht harmlos und blöd vorgekommen.

Er war in Brixton Hill im Kino gewesen und hatte beschlossen, zu Fuß nach Streatham zurückzugehen, weil er das Busgeld zum größten Teil für Eis ausgegeben hatte.

Sie kamen zur gleichen Zeit aus dem Kino. Er bemerkte sie kaum, als sie ihm folgten.

Dann war er plötzlich von ihnen umringt.

Sie waren blasse, ärmlich aussehende Bürschchen, die meisten um ein bis zwei Jahre älter als er. Zwei von ihnen kannte er vom Sehen. Sie besuchten eine große öffentliche Schule in derselben Straße, in der auch seine Schule lag. Sie benutzten denselben Fußballplatz.

»Hallo«, sagte er schwach.

»Hallo, mein Sohn«, sagte der älteste der Teddy-Boys. Er kaute Gummi und stand da, das eine Knie eingeknickt, und grinste ihn an.

»Wohin willst du denn?«

»Nach Hause.«

»Nach Hause«, wiederholte der größte gedehnt, Karls Aussprache nachahmend.

»Was willst du denn anfangen, wenn du dort ankommst?«

»Zu Bett gehen.«

Karl versuchte aus dem Ring auszubrechen, aber sie ließen ihn nicht. Sie drängten ihn in einen Ladeneingang. Hinter ihnen auf der Hauptstraße brausten Autos vorbei. Die Straße war hell erleuchtet von Straßenlampen und den Neonschriften der Geschäfte.

Mehrere Leute kamen vorbei, aber niemand blieb stehen. Karl wurde von Angst gepackt.

»Mußt du keine Schularbeiten mehr machen, mein Sohn?« sagte der Junge, der neben dem Anführer stand. Er hatte rote Haare und Sommersprossen und harte graue Augen.

»Willst du dich mit einem von uns schlagen?« fragte ein anderer. Es war einer der beiden, die Karl erkannt hatte.

»Nein. Ich schlage mich nicht. Laßt mich gehen!«

»Hast du Angst, mein Sohn?« fragte der Anführer grinsend. Betont lässig zog er seinen Kaugummi weit aus und steckte ihn dann in den Mund zurück. Er kaute weiter, immer noch grinsend.

»Nein. Warum sollte ich mich mit euch schlagen? Ich meine, man sollte sich nie schlagen.«

»Dir bleibt kaum eine andere Wahl, mein Sohn, nicht wahr?«

»Hört doch, ich bin spät dran. Ich muß nach Hause.«

»Für ein paar Runden wird deine Zeit noch reichen...«

»Ich habe euch schon gesagt, ich will mich nicht mit euch schlagen.«

»Du hältst dich für etwas Besseres als wir, das ist es doch, nicht wahr, mein Sohn?«

»Nein.« Er begann zu zittern. Tränen traten ihm in die Augen. »Natürlich nicht.«

»Natürlich nicht, mein Sohn.«

Karl trat wieder vor, aber sie stießen ihn in den Eingang zurück.

»Du bist doch der Bursche mit dem Krautkopfnamen, nicht?« sagte der andere der beiden, die er kannte.

»Gluckeier oder so ähnlich.«

»Glogauer. Laßt mich gehen!«

»Schimpft deine Mami, wenn du zu spät kommst?«

»Eher ein jüdischer Name als ein deutscher.«

»Bist du ein Jid, mein Sohn?«

»Er sieht wie einer aus.«

»Bist du ein Jid, mein Sohn?«

»Bist du ein Jude, mein Sohn?«

»Bist du ein Jid, mein Sohn?«

»Haltets Maul!« schrie Karl. »Warum habt ihr es auf mich abgesehen?«

Er rannte gegen sie an. Einer boxte ihn in den Magen. Er stöhnte vor Schmerz. Ein anderer stieß ihn, und er taumelte.

Immer noch hasteten Leute auf dem Gehsteig vorbei. Manche warfen im Vorbeigehen einen Blick auf die Gruppe.

Ein Mann blieb stehen, aber seine Frau zerrte ihn weiter. »Nur Jungs, die sich balgen«, sagte sie.

»Zieht ihm die Hosen runter!« schlug einer der Jungen lachend vor. »Dann kriegen wir den Beweis.«

Karl schob sich zwischen ihnen durch, und diesmal leisteten sie keinen Widerstand.

Er lief die Straße hinunter.

»Gebt ihm einen kleinen Vorsprung!« hörte er einen der Jungen sagen.

Er rannte weiter.

Dann nahmen sie lachend und höhrend die Verfolgung auf.

Sie holten ihn nicht ein, bevor er die Allee erreichte, in der er wohnte. Vielleicht hatten sie gar nicht beabsichtigt, ihn zu fangen. Er errötete.

Er erreichte das Haus und lief den dunklen Fußweg entlang zur Hintertür. Seine Mutter war in der Küche.

»Was ist mit dir los?« fragte sie.

Sie war eine große, hagere Frau, nervös und hysterisch. Ihr dunkles Haar war ungepflegt.

Er ging an ihr vorbei ins Frühstückszimmer.

»Was ist los, Karl?« rief sie. Ihre Stimme war schrill.

»Nichts«, sagte er.

Er wollte keine Szene.

Es war kalt, als er erwachte. Im Osten war der Himmel hellgrau, und er sah nichts als Ödland ringsherum. Er wußte nicht mehr viel über den letzten Tag, außer daß er Johannes irgendwie im Stich gelassen hatte und dann eine weite Strecke gerannt war.

Er fühlte sich benommen. Sein Schädel war leer. Sein Nacken schmerzte noch.

Tau hatte sich auf sein Lendentuch gelegt. Er nahm es ab und benetzte seine Lippen und wischte sich mit dem Stoff über das Gesicht.

Wie stets nach einem Migräneanfall, fühlte er sich schwach und seelisch und körperlich völlig verausgabt.

Als er an seinem nackten Körper herabsah, bemerkte er, wie mager er geworden war;

»Ich sehe aus wie ein Belsen-Opfer«, dachte er.

Er fragte sich, warum er so in Panik geraten war, als Johannes ihn bat, ihn zu taufen. War es einfach Ehrlichkeit – etwas in ihm, das sich in letzter Minute dagegen sträubte, die Essener zu täuschen? Es war schwer zu sagen.

Er wand sich das zerrissene Lendentuch um die Hüften und knotete es über seinem linken Oberschenkel. Er hielt es für angebracht, den Weg zurück zur Siedlung zu suchen und sich bei Johannes zu entschuldigen, ihn zu fragen, ob er es wiedergutmachen könnte.

Danach würde er vielleicht weiterziehen.

Die Zeitmaschine war immer noch in dem Essenerdorf. Wenn sich ein guter Schmied fände oder ein anderer Handwerker, gäbe es vielleicht noch die Möglichkeit, sie

zu reparieren. Es war eine schwache Hoffnung. Selbst wenn man sie zurechtflicken könnte, wäre die Rückreise gefährlich.

Er überlegte, ob er sofort zurückreisen oder versuchen sollte, etwas näher an die tatsächliche Kreuzigung heranzukommen. Es war wichtig, daß er die Stimmung in Jerusalem während des Passahfestes selbst miterlebte, bei dem Jesus in die Stadt eingezogen sein sollte.

Monica war der Meinung, Jesus habe die Stadt mit einer bewaffneten Schar erstürmt. Sie sagte, alle Hinweise deuteten darauf hin.

Alle Hinweise von einer bestimmten Art deuteten wohl darauf hin, nahm er an, aber er konnte sie nicht anerkennen. Es steckte bestimmt mehr dahinter, dessen war er sicher.

Wenn er nur Jesus begegnen könnte.

Johannes hatte offenbar nie von ihm gehört, obgleich er erwähnt hatte, daß der Messias einer Prophezeiung nach Nazarener sein würde.

Aber es gab viele Prophezeiungen, und viele widersprachen sich.

Er machte sich auf den Rückweg in der Richtung, in der er das Essenerdorf vermutete. Er konnte sich nicht sehr weit davon entfernt haben.

Bis zum Mittag war die Luft viel heißer und das Land immer öder geworden. Die Luft flimmerte, und er kniff zum Schutz gegen das grelle Licht die Augen zusammen. Das Gefühl der Erschöpfung, mit dem er aufgewacht war, hatte sich verstärkt; seine Haut brannte, sein Mund war ausgetrocknet, und seine Beine wollten ihn kaum tragen. Er war hungrig und durstig, und er hatte nichts zu essen

und nichts zu trinken. Von der Hügelkette, an der das Dorf der Essener lag, war nichts zu sehen.

Er hatte sich verirrt, und es war ihm fast egal. In seinem Geist war er schon fast eins mit der Wüste. Wenn er hier umkäme, würde er den Übergang zwischen Leben und Tod kaum spüren. Er würde sich hinlegen, und sein Körper würde in dem braunen Boden aufgehen.

Mechanisch schleppte er sich weiter durch die Wüste.

Später sah er etwa drei Kilometer südlich einen Hügel. Der Anblick belebte sein Bewußtsein ein wenig. Er beschloß, auf den Hügel zuzugehen. Von dort oben würde er wahrscheinlich seine Orientierung wiederfinden, vielleicht sogar eine Siedlung sehen, wo er etwas zu essen und Wasser bekommen würde.

Er rieb sich über Stirn und Augen, aber die Berührung mit seiner eigenen Hand verursachte ihm Schmerzen. Er schleppte sich auf den Hügel zu.

Der sandige Boden verwandelte sich in Treibsand, wenn seine Füße ihn aufrührten. Das karge Gestrüpp, das da und dort wuchs, riß ihm die Knöchel und die Waden auf, und er stolperte über Felsbrocken.

Zerschunden und blutend erreichte er den Fuß des Hügels.

Er ruhte sich eine Weile aus, starrte gedankenverloren über die einförmige Landschaft hin. Dann begann er den Hang hinaufzusteigen.

Der Aufstieg zum Gipfel (bis zu dem es viel weiter war, als er zuerst geschätzt hatte) war schwierig. Er rutschte in dem losen Geröll am Steilhang aus, fiel aufs Gesicht,

stemte sich mit seinen aufgerissenen Händen und mit den Füßen dagegen, um nicht wieder zurückzurutschen, hielt sich an Grasbüscheln und Flechten fest, die dort wuchsen, umklammerte größere Felsvorsprünge, wenn er konnte, ruhte oft aus, und sein Geist und sein Körper waren betäubt von Schmerzen und Müdigkeit.

Er hatte vergessen, warum er kletterte, aber er war wie ein kaum einer Empfindung fähiges Lebewesen entschlossen, den Gipfel zu erreichen. Wie ein Käfer arbeitete er sich den Berg hoch.

Er schwitzte in der Sonnenglut. Der Staub blieb auf seinem nassen, fast nackten Körper kleben und verkrustete ihn von Kopf bis Fuß. Sein Lendentuch war in Fetzen.

Die öde Welt drehte sich um ihn, Himmel und Erde vermischten sich irgendwie, gelbes Gestein mit weißen Wolken. Nichts schien stillzustehen.

Er stürzte und rutschte den Berg hinunter. Sein Schenkel wurde aufgerissen und sein Kopf arg abgeschürft.

Sobald er zu rutschen aufhörte, fing er wieder an zu steigen und kroch langsam die brennenden Felsen hinauf.

Die Zeit war bedeutungslos, seine Identität bedeutungslos. Jetzt war er zum erstenmal in einer Lage, in der er Headingtons Theorien hätte begreifen können, aber das Bewußtsein war auch geschwunden. Er war nur ein Gegenstand, der einen Berg erklimmte.

Er erreichte den Gipfel und hörte auf zu kriechen.

Eine kleine Weile lag er blinzelnd da, dann fielen ihm die Augen zu.

Er hörte Monicas Stimme und hob den Kopf. Einen Augenblick lang meinte er, sie aus dem Augenwinkel zu sehen.

Sei nicht so melodramatisch, Karl...

Das hatte sie oft gesagt. Seine eigene Stimme antwortete jetzt.

Ich bin in der falschen Zeit geboren, Monica. Ich passe nicht in dieses Zeitalter der Vernunft. Es wird mich zu guter Letzt noch umbringen.

Ihre Stimme antwortete.

Schuld und Angst und Feigheit und dein Masochismus. Du hättest ein brillanter Psychiater werden können, aber du hast dich so völlig all deinen Neurosen ergeben...

»Halts Maul!«

Er wälzte sich auf den Rücken. Die Sonne brannte auf seinen zerschundenen Körper herab.

»Halts Maul!«

Das ganze christliche Syndrom, Karl. Es würde mich nicht wundern, wenn du demnächst zur katholischen Kirche übertreten würdest. Wo ist deine Geisteskraft?

»Halts Maul! Geh, Monica!«

Angst formt dein Denken. Du suchst nicht nach einer Seele oder auch nur nach einem Sinn des Lebens. Du suchst Trost.

»Laß mich allein, Monica!«

Er hielt sich mit seinen verdreckten Händen die Ohren zu. Seine Haare und sein Bart waren verfilzt und mit Staub verklebt. Blutkrusten hatten sich auf den Wunden gebildet, die jetzt seinen ganzen Körper bedeckten. Die Sonne über ihm schien im Gleichtakt mit seinem Herzen zu schlagen.

Du gehst bergab, Karl, erkennst du das nicht? Bergab. Reiß dich zusammen! Du bist zu rationalem Denken nicht völlig unfähig...

»Oh, Monica! Hält's Maul!«

Seine Stimme war hart und brüchig.

Ein paar Raben kreisten über ihm am Himmel. Er hörte sie in einer Stimme rufen, die seiner eigenen nicht unähnlich war.

Gott ist 1945 gestorben...

»Wir haben nicht 1945 – wir schreiben das Jahr 28. Gott lebt!«

Wie kannst du dir soviel Gedanken über eine offensichtlich synkretistische Religion wie das Christentum machen – rabbinisches Judentum, stoische Ethik, griechische Mysterienkulte, orientalische Rituale...

»Es ist egal.«

Für dich, in deinem derzeitigen Geisteszustand.

»Ich brauche Gott!«

Darauf läuft alles hinaus, nicht wahr? Ein unzulänglicher Mensch endet immer dort. Gut, Karl, schnitz dir deine eigenen Krücken! Nur denk dran, was du hättest werden können, wenn du mit dir selbst fertig geworden wärst...!

Glogauer riß seinen mißhandelten Körper hoch, stand auf dem Berggipfel und schrie.

Die Raben erschranken. Sie schwenkten am Himmel herum und flogen davon.

Der Himmel verfinsterte sich jetzt.

Da ward Jesus vom Geist in die Wüste geführt, auf daß er von dem Teufel versucht würde. Und da er vierzig Tage und vierzig Nächte gefastet hatte, hungerte ihn.

Matthäus 4, 1–2

Der Verrückte kam in die Stadt getaumelt.

Sein Gesicht war der hochstehenden Sonne zugewandt; seine Augen waren verdreht; seine Arme hingen schlaff am Körper herab, und seine Lippen bewegten sich wortlos.

Seine Füße wirbelten den Staub auf, und Hunde bellten ihn von allen Seiten an. Kinder lachten ihn aus, warfen mit Steinen nach ihm und zogen sich dann zurück.

Der Verrückte fing an zu sprechen.

Die Worte, die sie hörten, wurden nicht in einer den Stadtbewohnern vertrauten Sprache gesprochen; aber sie wurden mit solcher Intensität und Überzeugungskraft ausgesprochen, daß es durchaus möglich erschien, daß Gott selbst diese abgemagerte, nackte Kreatur als seinen Sprecher benutzte.

Sie fragten sich, woher der Verrückte gekommen sein konnte.

Einmal hatten römische Legionäre angehalten und ihn barsch, aber nicht unfreundlich gefragt, ob er Verwandte habe, zu denen sie ihn bringen könnten. Sie hatten ihn in gebrochenem Aramäisch angesprochen und waren überrascht gewesen, als er ihnen in einem merkwürdig ausgesprochenen, aber reineren Latein geantwortet hatte, als sie selbst sprachen.

Sie fragten ihn, ob er ein Rabbiner oder ein Gelehrter sei. Er sagte ihnen, er sei weder das eine noch das andere.

Der Offizier der Legionäre hatte ihm etwas Dörrfleisch und Wein angeboten. Er hatte das Fleisch gegessen und um Wasser gebeten. Sie gaben es ihm.

Die Männer gehörten zu einer Patrouille, die einmal im Monat auf dieser Strecke vorbeikam. Sie waren kräftig gebaute, braungebrannte Männer mit harten, glattrasierten Gesichtern. Sie trugen gefärbte Lederröcke, Brustpanzer und Sandalen, auf dem Kopf eiserne Helme und an den Hüften Kurzschwerter, die in einer Scheide steckten.

Selbst als sie ihn so im Licht der späten Abendsonne umstanden, wirkten sie nicht entspannt. Der Offizier, der sich nicht so laut benahm wie seine Männer, ihnen aber sonst sehr ähnlich war, nur daß er einen Brustpanzer aus Metall, einen langen Mantel und einen Federbusch am Helm trug, fragte den Verrückten nach seinem Namen.

Für einen Augenblick hatte der Verrückte dagestanden und den Mund auf- und zugemacht, als könnte er sich nicht erinnern, wie er genannt wurde.

»Karl«, sagte er endlich, etwas unsicher. Es war mehr ein Vorschlag als eine Aussage.

»Klingt fast wie ein römischer Name«, sagte einer der Legionäre.

»Oder vielleicht ein griechischer«, sagte ein anderer. »Es gibt viele Griechen in dieser Gegend.«

»Bist du ein römischer Bürger?« fragte der Offizier.

Aber der Geist des Verrückten war offensichtlich abgeschweift. Er wandte sich von ihm ab und murmelte vor sich hin.

Auf einmal drehte er sich wieder zu ihnen um und sagte: »Nazareth. Wo ist Nazareth?«

»In dieser Richtung.« Der Offizier zeigte auf die Straße, die sich zwischen den Bergen durchwand.

Der Verrückte nickte befriedigt.

»Karl... Karl... Carlus... ich weiß nicht...« Der Offizier streckte den Arm aus, packte den Verrückten am Kinn und sah ihm in die Augen. »Bist du ein Jude?«

Darüber schien der Verrückte erschrocken zu sein.

Er sprang auf und versuchte den Kreis der Soldaten zu durchbrechen. Sie ließen ihn durch und lachten. Er war ein harmloser Verrückter.

Sie sahen ihm nach, als er davonrannte.

»Vielleicht einer ihrer Propheten«, sagte der Offizier und ging zu seinem Pferd. In diesem Land wimmelte es von Propheten. Jeder zweite Mann, dem man begegnete, behauptete, die Lehre ihres Gottes zu verkünden. Sie machten keinen Ärger; die Religion schien sogar ihre Gedanken von Rebellionen abzulenken.

Wir müßten ihnen dankbar sein, dachte der Offizier.

Seine Männer lachten immer noch.

Sie marschierten davon, in die entgegengesetzte Richtung zu der, die der Verrückte eingeschlagen hatte.

Später gesellte er sich zu einer Gruppe von Menschen, die genauso abgemagert waren wie er. Sie befanden sich auf einem obskuren Pilgerzug zu einer Stadt, von der er noch nie etwas gehört hatte. Ihre Sekte forderte wie die Essener strikte Rückkehr zum Mosaischen Gesetz, aber in anderen Dingen blieben sie vage, bis auf die Idee, daß Gott ihnen König David schicken würde, um ihnen bei der Vertreibung der Römer und der Eroberung Ägyptens zu helfen – ein Land, das sie irgendwie mit Rom und mit Babylon identifizierten.

Sie behandelten ihn wie ihresgleichen.

Er wanderte mehrere Tage mit ihnen. Dann kamen eines Abends, als sie sich neben der Straße gelagert hatten, etwa ein Dutzend Reiter in Rüstungen und Uniformen, viel prächtiger als die der Römer, angaloppiert, stießen die Kochkessel um und ritten durch die Feuer.

»Die Soldaten Herodes!« schrie einer von der Sekte.

Weiber kreischten, und Männer rannten in die Nacht hinaus. Bald waren alle bis auf zwei Frauen und den Verrückten verschwunden.

Der Anführer der Soldaten hatte ein dunkles, schönes Gesicht und einen dichten, geölten Bart. Er riß den Verrückten an den Haaren hoch und spuckte ihm ins Gesicht.

»Bist du einer dieser Rebellen, von denen wir soviel gehört haben?«

Der Verrückte murmelte etwas und schüttelte den Kopf.

Der Soldat versetzte ihm einen Schlag mit dem Handrücken. Er war so schwach, daß er sofort zu Boden stürzte.

Der Soldat zuckte die Achseln. »Der ist keine Gefahr. Waffen sind hier nicht. Wir haben uns geirrt.«

Er sah die Frauen einen Augenblick abschätzend an und wandte sich dann mit hochgezogenen Brauen an seine Männer. »Wenn einem von euch danach ist – ihr könnt sie haben.«

Der Verrückte lag auf der Erde und hörte die Schreie der Frauen, als sie vergewaltigt wurden. Er meinte, aufstehen und ihnen zu Hilfe kommen zu müssen, aber er war zu schwach, sich zu rühren, hatte zuviel Angst vor den Soldaten. Er wollte nicht umgebracht werden. Es würde bedeuten, daß er nie sein Ziel erreichen würde.

Die herodianischen Soldaten ritten schließlich weiter, und die Sektenmitglieder kamen zurückgeschlichen.

»Wie geht es den Frauen?« fragte der Verrückte.

»Die sind tot«, sagte ihm einer.

Ein anderer begann aus der Schrift vorzulesen, Verse über Rache und Gerechtigkeit und die Strafe des Herrn.

Niedergeschlagen verkroch sich der Verrückte in der Dunkelheit.

Er verließ die Sekte am nächsten Morgen, als er entdeckte, daß ihr Weg sie nicht nach Nazareth führen würde.

Der Verrückte kam durch viele Städte – Philadelphia, Gerasa, Pella und Skythopolis – an den Straßen der Römer.

Jeden Reisenden, den er traf, hielt er an und stellte ihm in seiner fremdländischen Aussprache die gleiche Frage: »Wo liegt Nazareth?«

Bevor er eine Stadt verließ, vergewisserte er sich jedesmal, daß er den Weg einschlug, der nach Nazareth führte.

In manchen Städten hatten sie ihm zu essen gegeben. In anderen hatten sie ihn mit Steinen beworfen und davongejagt. In anderen hatten sie ihn um seinen Segen gebeten, und er hatte getan, was er konnte, denn er brauchte die Nahrung, die sie ihm anboten. Er hatte ihnen die Hände aufgelegt und in seiner merkwürdigen Sprache zu ihnen gesprochen.

In Pella heilte er eine blinde Frau.

Er hatte bei dem römischen Viadukt den Jordan überquert und wanderte weiter nordwärts auf Nazareth zu.

Es war zwar nicht schwer, den Weg nach Nazareth zu erfahren, aber es kostete ihn immer mehr Mühe, der Stadt näher zu kommen.

Er hatte eine Menge Blut verloren und hatte auf seiner Reise sehr wenig gegessen. Er ging immer, bis er zusammenbrach, blieb dann liegen, bis er wieder gehen konnte, oder, was immer häufiger geschah, bis ihn jemand fand und ihm ein wenig sauren Wein oder Brot gab, um ihn wieder auf die Beine zu bringen.

Nach dem Zwischenfall mit den herodianischen Soldaten wurde er vorsichtiger und reiste nur noch allein, identifizierte sich nie mit irgendwelchen Sekten oder Gruppen, die er traf. Manchmal fragten ihn Leute: »Bist du der Prophet, den wir erwarten?«

Dann schüttelte er den Kopf und sagte: »Sucht Jesus! Sucht Jesus!«

Die weiße Stadt bestand hauptsächlich aus ein- und zweistöckigen Häusern aus Steinen und Lehmziegeln, sie war um einen Marktplatz herum gebaut, an dessen einer Seite eine alte, schlichte Synagoge stand. Vor der Synagoge saßen alte Männer in dunklen Gewändern, mit Schals auf den Köpfen und redeten miteinander.

Die Stadt war wohlhabend und sauber; sie war durch den Handel mit den Römern aufgeblüht. Nur ein oder zwei Bettler waren in den Straßen, und sie waren wohlgenährt. Die Straßen folgten dem Auf und Ab des Berghangs, an dem die Stadt lag. Es waren gewundene, schattige und friedliche Landstraßen.

Überall hing der Geruch von frisch geschnittenem Holz in der Luft, und überall hörte man die Geräusche von Sägen, Beilen und Hobeln, denn die Stadt war in erster Linie berühmt für ihre tüchtigen Zimmerleute. Sie lag am Rande der Ebene von Jesreel, an der Handelsstraße zwischen Damaskus und Ägypten, und ständig verließen Wagen die Stadt, beladen mit den Erzeugnissen ihrer Handwerker.

Die Stadt hieß Nazareth.

Jetzt hatte der Verrückte Nazareth gefunden.

Die Städter musterten ihn mit Neugier und nicht geringem Mißtrauen, als er auf den Marktplatz wankte. Er konnte ein Wanderprophet sein oder auch ein von Teufeln Besessener. Er konnte ein Bettler sein oder ein Mitglied einer Sekte wie die Zeloten, die in jenen Tagen sehr unbeliebt waren wegen des Unheils, das sie vierzig Jahre vorher über Jerusalem gebracht hatten. Die Bewohner von Nazareth hatten mit Rebellen oder Fanatikern nicht viel im Sinn. Es ging ihnen gut, sie waren wohlhabender als zu irgendeiner Zeit, bevor die Römer kamen.

Als der Verrückte an den Menschenknäueln vor den Ständen der Händler vorbeiging, verstummten sie, bis er vorbei war. Die Frauen zogen ihre schweren Wollschals enger um ihre üppigen Leiber, und die Männer rafften ihre Baumwollgewänder zusammen, damit er sie nicht berührte. Normalerweise hätten sie als erstes daran gedacht, ihm Steuern für seine Geschäfte in der Stadt aufzuerlegen, aber sein Blick war von solcher Intensität, und sein Gesicht drückte trotz seines verhungerten Aussehens so viel Feuer und Vitalität aus, daß sie ihm einen gewissen Respekt entgegenbrachten und Abstand hielten.

Als er die Mitte des Marktplatzes erreicht hatte, blieb er stehen und sah sich um. Er schien von den Menschen nur langsam Notiz zu nehmen. Er blinzelte und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen.

Eine Frau ging vorbei und beäugte ihn mißtrauisch. Er sprach zu ihr, mit leiser Stimme und sorgfältig geformten Worten.

»Ist das hier Nazareth?«

»Ja.« Sie nickte und ging schneller.

Ein Mann überquerte den Platz. Er trug ein rot und braun gestreiftes Wollgewand. Auf seinem schwarzen Kraushaar saß ein rotes Käppchen. Sein Gesicht war rund und freundlich.

Der Verrückte stellte sich ihm in den Weg und hielt ihn an.

»Ich suche einen Zimmermann.«

»Es gibt viele Zimmerleute in Nazareth. Es ist eine Zimmermannsstadt. Ich bin selbst ein Zimmermann.« Der Mann war freundlich, väterlich. »Kann ich dir helfen?«

»Kennst du einen Zimmermann namens Joseph? Ein Nachkomme Davids. Seine Frau heißt Maria, und er hat mehrere Kinder. Ein Sohn heißt Jesus.«

Der freundliche Mann zog etwas spöttisch die Brauen hoch und sagte: »Ich kenne mehr als einen Joseph. Und ich kenne viele Marias...« Dann wurde sein Blick nachdenklich, und seine Lippen verzogen sich, so als genösse er angenehme Erinnerungen. »Ich glaube, ich kenne den, den du suchst. Dort hinten in der Gasse wohnt ein armer Schlucker.« Er wies in die Richtung. »Er hat eine Frau, die Maria heißt. Versuch es dort! Du müßtest ihn leicht

finden, wenn er nicht gerade Arbeit abliefert. Sieh dich nach einem Mann um, der nie lacht!«

Der Verrückte schaute in die Richtung, die der Mann ihm gewiesen hatte. Dann schien er alles andere um sich zu vergessen und ging mechanisch auf die Gasse zu.

In der engen Gasse war der Holzgeruch noch stärker. Er schritt knöcheltief durch Hobelspäne.

In Nazareth herrschte nicht die trockene Hitze, an die er sich gewöhnt hatte. Es war eher wie an einem schönen Sommertag in England, einem süßen, faulen Tag...

Dem Verrückten begann das Herz zu klopfen.

Aus jedem Haus hörte er Hämmern und das Knirschen von Sägen. Bretter und Bohlen aller Größen lehnten an den blassen, schattigen Wänden, und dazwischen war es so eng, daß man kaum durchkommen konnte.

Der Verrückte hielt an. Er zitterte vor Angst.

Viele der Zimmerleute hatten ihre Werkbänke direkt vor ihrer Haustür stehen. Sie schnitzten Tröge, arbeiteten an einfachen Drechselbänken und verarbeiteten Holz zu allen erdenklichen Gegenständen.

Der Verrückte setzte sich wieder in Bewegung. Die Zimmerleute sahen auf, als sie ihn kommen sahen.

Er trat an einen alten Zimmermann mit einer Leder-schürze heran, der an seiner Bank saß und eine Figur schnitzte. Der Mann hatte graues Haar und wirkte kurz-sichtig, als er den Verrückten anblinzelte.

»Was willst du? Ich habe kein Geld für Bettler.«

»Ich bin kein Bettler. Ich suche einen, der in dieser Gasse wohnt.«

»Wie heißt er?«

»Joseph. Er hat eine Frau, die Maria heißt.«

Der alte Mann zeigte mit der Hand, in der er die halbfertige Figur hielt. »Zwei Häuser weiter, auf der anderen Seite.«

Er begann zu zittern und zu schwitzen.

Narr – es ist nur...

O Gott...

Vielleicht stellt sich heraus, daß sie gar nichts wissen. Es ist nur ein Zufall.

O Gott!

An dem Haus, zu dem der Verrückte kam, lehnten nur sehr wenig Bretter, und das Holz schien von geringerer Qualität zu sein als das andere, das er gesehen hatte. Die Werkbank beim Eingang war an einem Ende verzogen, und der Mann, der darübergerbeugt stand und einen Hocker reparierte, schien auch mißgestaltet zu sein.

Der Verrückte tippte ihm auf die Schulter, und er richtete sich auf. Sein Gesicht war zerfurcht und von Armut gezeichnet. Sein Blick war müde, und der dünne Bart zeigte schon graue Strähnen. Er hustete verlegen, vielleicht weil ihn die Störung so überrascht hatte.

»Bist du Joseph?« fragte der Verrückte.

»Ich habe kein Geld.«

»Ich will nichts haben – nur ein paar Fragen stellen.«

»Ich bin Joseph. Was willst du wissen?«

»Hast du einen Sohn?«

»Mehrere, und Töchter auch.«

Der Verrückte machte eine Pause. Joseph sah ihn neugierig an. Er schien sich zu fürchten. Es war etwas Neues für Joseph, daß sich jemand vor ihm fürchtete.

»Was ist los?«

Der Verrückte schüttelte den Kopf. »Nichts.« Seine Stimme war heiser. »Deine Frau heißt Maria? Du stammst von David ab?«

Der Mann machte eine wegwerfende Bewegung. »Ja, ja – als ob ich davon was hätte...«

»Ich möchte einen deiner Söhne sehen. Hast du einen, der Jesus heißt? Kannst du mir sagen, wo er ist?«

»Dieser Taugenichts! Was hat er wieder ausgefressen?«

»Wo ist er?«

Josephs Blick wurde abschätzend, während er den Verrückten anstarrte. »Bist du ein Seher? Bist du gekommen, um meinem Sohn zu helfen?«

»Ich bin in gewissem Sinn ein Prophet. Ich glaube, ich kann die Zukunft voraussagen.«

Joseph stand seufzend auf. »Ich habe nicht viel Zeit. Ich muß so bald wie möglich Arbeiten nach Nain liefern.«

»Laß mich zu ihm!«

»Du kannst ihn sehen. Komm!«

Joseph führte den Verrückten durch das Tor in den engen Innenhof des Hauses, der mit Holzabfällen, zerbrochenen Möbeln und Werkzeugen und rottenden Säcken voll Hobelspäne vollgestellt war.

Sie betraten das dunkle Haus.

Der Verrückte atmete schwer.

Im ersten Raum, offensichtlich die Küche, stand eine Frau an einem großen Lehmherd. Sie war groß und hatte schon ziemlich Speck angesetzt. Ihr langes, schwarzes

Haar war fettig und fiel lose über große, strahlende Augen, die immer noch Sinnlichkeit versprühten. Sie musterte den Verrückten.

»Wie ich sehe, hast du einen neuen, zahlungskräftigen Kunden gefunden, Joseph«, sagte sie sardonisch.

»Er ist ein Prophet.«

»Oh, ein Prophet. Und hungrig, nehme ich an. Wir haben nichts zu essen für Bettler oder Propheten, egal wie sie sich nennen.« Sie zeigte mit einem Holzlöffel auf eine kleine Gestalt, die in einer Ecke im Schatten saß. »Dieses nutzlose Ding ißt uns schon genug weg.« Die Gestalt rührte sich, während sie sprach.

»Er sucht unsern Jesus«, sagte Joseph zu der Frau. »Vielleicht ist er gekommen, um uns die Bürde zu erleichtern.«

Die Frau sah den Verrückten von der Seite an und zuckte die Achseln. Sie fuhr sich mit ihrer dicken Zunge über die roten Lippen. »Vielleicht hast du recht. Er hat etwas an sich...«

»Wo ist er?« fragte der Verrückte mit heiserer Stimme.

Die Frau legte die Hände unter ihre großen Brüste und schob sie in ihrem groben braunen Gewand zurecht. Sie rieb sich mit der Hand über den Bauch und warf dem Verrückten einen verstohlenen Blick zu. »Jesus!« rief sie, ohne sich umzudrehen.

Die Gestalt in der Ecke stand auf.

»Da ist er«, sagte die Frau mit einer gewissen Genugtung.

Wie?

Das k...

Jesus!

Ich brauche...

Nein!

Der Verrückte runzelte die Stirn und schüttelte schnell den Kopf. »Nein«, sagte er. »Nein.«

»Was soll das, ›nein?‹« fragte sie gereizt. »Mir ist ganz egal, was du mit ihm machst. Wenn du ihm das Stehlen abgewöhnen kannst. Er weiß es nicht besser, aber er wird eines Tages in größte Schwierigkeiten kommen, wenn er einen bestiehlt, der nichts über ihn weiß...«

»Nein...«

Der Junge war mißgestaltet.

Er hatte einen deutlichen Buckel und schielte mit dem linken Auge. Das Gesicht war das eines Idioten. Ein wenig Speichel lief ihm von den Lippen.

»Jesus?«

Er kicherte, als sein Name wiederholt wurde. Er kam unbeholfen einen Schritt näher.

»Jesus«, sagte er, undeutlich und mit belegter Stimme.
»Jesus.«

»Das ist alles, was er sagen kann«, sagte die Frau. »Er ist immer so gewesen.«

»Großes Urteil«, sagte Joseph.

»Ach, halts Maul!« Sie grinste ihren Mann böse an.

»Was fehlt ihm?«

Es lag ein klägliches, verzweifelter Ton in der Stimme des Verrückten.

»Er ist immer so gewesen.« Die Frau wandte sich dem Herd zu. »Du kannst ihn haben, wenn du ihn willst. Nimm ihn mit! Mißgeburt, innerlich und äußerlich. Ich trug ihn, als meine Eltern mich an diesen halben Mann verheirateten...«

»Du Sau! Du schamlose...« Joseph hielt inne, als seine Frau ihn wieder angrinste und ihn herausforderte weiterzusprechen. Um sein Gesicht zu wahren, versuchte er zurückzulächeln. »Du hattest eine gute Erklärung für sie, nicht wahr? Die älteste Entschuldigung auf der Welt! Von einem Engel genommen. Von einem Teufel genommen ist wahrscheinlicher.«

»Ja, er war der Teufel«, sagte sie grinsend. »Und er war ein Mann...«

Joseph fiel für einen Augenblick in sich zusammen, aber dann, als erinnerte er sich an die Angst, die er dem Verrückten vorher eingeflößt zu haben schien, drehte er sich zu dem Mann um und herrschte ihn an: »Was geht dich unser Sohn an?«

»Ich wollte mit ihm sprechen. Ich...«

»Er ist kein Orakel – kein Seher – wir glaubten früher, er könnte es sein. Es gibt immer noch Leute in Nazareth, die zu ihm kommen, damit er sie heilt oder ihnen ihre Zukunft prophezeit, aber er kichert nur und sagt immerzu nur seinen Namen...«

»Seid ihr sicher – daß er – nicht etwas an sich hat – etwas, das ihr noch nicht bemerkt habt?«

»Gewiß!« sagte Maria betont verächtlich. »Wir brauchen Geld dringend genug. Wenn er irgendwelche magischen Kräfte hätte, wüßten wir es bestimmt schon.«

Jesus kicherte wieder.

»Jesus«, sagte er. »Jesus, Jesus.«

Er hoppelte in einen anderen Raum.

Joseph rannte hinter ihm her. »Er darf dort nicht hinein! Ich will nicht, daß er schon wieder den Fußboden naß-macht.«

Während Joseph in dem anderen Raum war, sah Maria den Verrückten wieder abschätzend an. »Wenn du die Zukunft voraussagen kannst, mußt du einmal kommen und mir meine voraussagen. Er reist heute abend nach Nain ab...«

Joseph führte den Krüppel in die Küche zurück und setzte ihn auf einen Hocker in der Ecke. »Bleib hier, verdammter Kerl!«

Der Verrückte schüttelte den Kopf. »Es ist unmöglich...«

Hatte die Geschichte sich verändert?

War das alles, worauf die Geschichte beruhte?

Es war unmöglich...

Joseph schien den schmerzlichen Blick in den Augen des Verrückten zu bemerken.

»Was ist?« fragte er. »Was siehst du? Du sagtest, du könntest die Zukunft voraussagen. Sag uns, was uns bestimmt ist!«

»Nicht *jetzt*«, sagte der Prophet und wandte sich ab. »Wie kann ich? Nicht jetzt.«

Er rannte aus dem dunklen Haus hinaus in die Sonne. Er rannte die Gasse hinunter, in der es nach gehobeltem Eichen-, Zedern- und Zypressenholz roch.

Einige der Zimmerleute sahen, auf und hätten ihn fast für einen Dieb gehalten. Aber sie sahen, daß er nichts bei sich trug.

Er lief zum Marktplatz zurück. Dort blieb er stehen und blickte geistesabwesend um sich.

Der Verrückte, der Prophet, Karl Glogauer, der Zeitreisende, der neurotische verhinderte Psychiater, der Sucher nach einem Sinn, der Masochist, der Mann mit dem Todestrieb und dem Messiaskomplex, der Anachronismus, ging nach Luft ringend über den Marktplatz.

Er hatte den Mann gesehen, den er gesucht hatte. Er hatte Jesus gesehen, den Sohn von Maria und Joseph.

Er hatte einen Menschen gesehen, den er zweifelsfrei als einen geborenen Idioten erkannt hatte.

Der freundliche Mann mit dem roten Käppchen war noch auf dem Marktplatz, er kaufte gerade Kochtöpfe für ein

Hochzeitsgeschenk. Als der Fremde vorbeitaumelte, zeigte er durch ein Kopfnicken auf ihn. »Das ist er.«

»Woher kommt er?«

»Keine Ahnung. Nicht aus dieser Gegend, nach seinem Dialekt zu urteilen. Ich vermute, er ist ein Verwandter des sauertöpfischen Joseph – ihr wißt doch, der mit der Frau...«

Der Topfhändler grinste.

Sie sahen ihn im Schatten an der Wand der Synagoge niedersinken.

»Was ist er? Ein religiöser Fanatiker? Ein Zelot oder so etwas?« fragte der Topfhändler.

Der andere schüttelte den Kopf. »Das Aussehen eines Propheten hat er, oder nicht? Aber ich weiß es nicht. Vielleicht ist er nur in seiner Heimat ins Unglück geraten und wollte bei seinen Verwandten Hilfe suchen...«

»Beim alten Joseph Hilfe suchen!« Der Mann lachte.

»Vielleicht wurde er aus seiner Heimat vertrieben«, sagte der Mann mit dem roten Käppchen. »Wer weiß? Er kann bei Joseph nicht viel erreicht haben. Er war nicht sehr lange dort.«

»Er weiß wohl nicht, wo er jetzt hin soll«, sagte der Topfhändler.

Er blieb an der Synagogenwand bis zum Anbruch der Nacht. Er begann starken Hunger zu spüren. Außerdem regte sich zum erstenmal seit mehr als einem Monat wieder Lust bei ihm. Es war, als käme ihm der Trieb als Retter in der Not, als ob die Lust ihn die Verwirrung vergessen machen könnte, die in seinem Geist herrschte.

Er stand langsam auf und ging zu der Gasse zurück.

Er ging durch die Zimmermannsgasse, in der es jetzt still war. Aus den Häusern waren einige Stimmen und das Bellen eines Hundes zu hören.

Er erreichte das Haus. Die Werkbank und das Holz waren weg. Das Tor war verriegelt.

Er klopfte.

Es kam keine Antwort.

Er klopfte etwas lauter und konnte seine Diskretion kaum verstehen.

Das Tor wurde geöffnet, und ihr Gesicht schaute heraus. Sie schenkte ihm ein breites, wissendes Lächeln.

»Komm herein!« sagte sie. »Er ist schon vor Stunden nach Nain abgereist.«

»Ich bin hungrig«, sagte er.

»Ich werde dir etwas zu essen geben.«

In der Küche rührte sich etwas in der Dunkelheit, aber er sah nicht hin. Er eilte durch den nächsten Raum. Eine Lampe brannte dort. Eine Leiter führte zu einer Öffnung in der Decke.

»Warte hier!« sagte sie. »Ich hole etwas zu essen.«

Sie ging mehrere Male in die Küche und kam wieder zurück. Zuerst brachte sie ihm Wasser zum Waschen und dann ein Gericht aus Dörrfleisch, Brot und eine Kanne Wein.

»Das ist alles, was wir haben«, sagte sie.

Sie sah in sein dunkles, mürrisches Gesicht. Er hatte seinen Körper vom Staub befreit und sein Haar und seinen Bart ausgekämmt. Jetzt sah er ganz präsentabel aus. Aber sein Blick war zurückhaltend, während er aß, und er sah sie nicht direkt an.

Sie atmete jetzt schwer. Sie konnte das Verlangen ihres großen Körpers nur noch schwer zügeln. Sie zog ihren Rock über ihre Waden hinauf und spreizte ihre Beine, als sie sich vor ihn auf den Hocker setzte.

Er kaute weiter, aber sein Blick ruhte jetzt auf ihrem Körper.

»Beeil dich!« sagte sie.

Er aß zu Ende und trank langsam den Rest des Weines.

Dann fiel sie ihn an. Ihre Hände rissen ihm das zerlump-
te Lendentuch ab, ihre Finger waren an seinen Genitalien,
ihre Lippen auf seinem Gesicht, und ihr großer Körper
drängte sich ungestüm an ihn.

Er schnappte nach Luft, schob ihren Rock hoch, drang
mit den Fingern in sie ein, stieß sie um, legte sie auf den
Fußboden und drückte ihr hastig die Beine auseinander.

Sie stöhnte, schrie auf, fauchte, verkrallte sich in ihn und
lag dann still, als er unaufhörlich in sie hineinstieß. Aber
die Lust verging ihm, bevor er fertig war. Er seufzte und
schaute plötzlich auf.

Der Idiot stand in der Tür und sah ihnen zu. Ein Spei-
chelfaden hing ihm vom Kinn, und auf seinem Gesicht
stand ein leeres Grinsen.

DRITTER TEIL

13

Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns.

Johannes 1, 14

Jeden Dienstag traf sich die Diskussionsgruppe der Jungianer in dem Leerzimmer über dem Mandala-Buchladen, um über schwierige doktrinäre Fragen zu debattieren und sich mit Gruppenanalyse und Gruppentherapie zu beschäftigen.

Glogauer hatte die Gruppe nicht organisiert, aber er hatte ihr bereitwillig seine Räume zur Verfügung gestellt. Es war eine große Erleichterung, einmal in der Woche mit gleichgesinnten Menschen reden zu können.

Das Interesse an Jung hatte sie zusammengeführt, aber jeder hatte noch seine besonderen Eigeninteressen. Mrs. Rita Blen zeichnete die Flugbahnen von Fliegenden Untertassen auf, wenn auch nicht klar war, ob sie wirklich an sie glaubte oder nicht. Hugh Joyce war überzeugt, daß alle Jungschen Archetypen von den alten Lemurianern abgeleitet waren, die vor Jahrtausenden umgekommen waren. Alan Chedder, der Jüngste in der Gruppe, interessierte sich für den indischen Mystizismus, und Sandra Peterson, die Organisatorin, war eine große Spezialistin für Hexenkünste.

James Headington interessierte sich für die Zeit. Als Sir James Headington war er der Stolz der Gruppe, ein

Physiker, Erfinder in der Kriegszeit, sehr reich und Träger von allerlei Auszeichnungen für seinen Beitrag zum Sieg der Alliierten. Er hatte im Krieg im Ruf gestanden, ein großer Improvisator zu sein, aber später war er dem War Office lästig geworden. Sie hielten ihn für übergeschnappt, und am schlimmsten fanden sie, daß er seine Übergeschnapptheit öffentlich zur Schau trug.

Sir James hatte ein hageres, aristokratisches Gesicht (obgleich seine Eltern aus dem Mittelstand Norwoods stammten), einen schmalen, etwas unmännlich gebauten Mund, eine lange weiße Mähne und dichte schwarze Augenbrauen. Er trug altmodische Anzüge, sehr grelle Hemden und Krawatten mit Blumenmustern. Von Zeit zu Zeit erzählte er den anderen Mitgliedern von seinen Fortschritten mit seiner Zeitmaschine. Sie ließen es über sich ergehen. Die meisten von ihnen neigten dazu, ihre eigenen Erfahrungen im Zusammenhang mit ihren verschiedenen Interessen ein wenig auszuschmücken.

Eines Dienstagabends fragte Headington Glogauer, nachdem alle anderen gegangen waren, ob er mit nach Banbury kommen und sich sein Laboratorium ansehen möchte.

»Ich beschäftige mich zur Zeit mit allerhand spektakulären Experimenten. Schicke Kaninchen durch die Zeit und dergleichen Dinge. Sie müssen wirklich einmal mitkommen und sich das Labor ansehen.«

»Ich kann es nicht glauben«, sagte Glogauer. »Sind Sie wirklich in der Lage, Dinge durch die Zeit zu schicken?«

»O ja. Sie sind der erste, dem ich es erzählt habe.«

»Ich kann es nicht glauben!« Und er konnte es wirklich nicht.

»Kommen Sie mit und sehen Sie selbst!«

»Warum erzählen Sie das mir?«

»Oh, ich weiß nicht. Ich mag Sie, nehme ich an.«

Glogauer lächelte. »Na gut. Ich werde kommen. Wann würde es am besten passen?«

»Wann Sie wollen. Möchten Sie nicht am Freitag kommen und übers Wochenende bleiben?«

»Sind Sie sicher, daß es Ihnen recht wäre?«

»Absolut!«

»Ich habe eine Freundin...«

»Hm...« Headington sah unsicher drein. »Ich bin nicht allzu sehr daran interessiert, dies schon jetzt an die Öffentlichkeit kommen zu lassen...«

»Ich werde ihr absagen.«

»Fein! Nehmen Sie den Vieruhrzug von Paddington, wenn Sie können! Ich hole Sie vom Bahnhof ab. Dann bis Freitag!«

»Bis Freitag!«

Glogauer sah ihm nach und fing an zu grinsen. Der alte Kerl war wahrscheinlich verrückt. Er besaß wahrscheinlich einen Riesenhaufen teurer, aber sinnloser elektronischer Einrichtungen, aber es würde ganz nett sein, ein Wochenende außerhalb Londons zu verbringen und zu sehen, was in Banbury wirklich vorging.

Headington besaß eine alte Pfarrei in einem Dorf, etwa drei Kilometer von Banbury entfernt. Die Laborgebäude auf dem Grundstück waren alle ziemlich neu.

Headington beschäftigte zwei junge Männer ganztägig als Assistenten; sie gingen gerade, als der Physiker Glogauer in das Hauptgebäude führte.

Wie Glogauer schon erwartet hatte, war das Haus voller technischer Apparaturen, und überall hingen Drähte und Kabel herum.

»Hier«, sagte Headington und zog Glogauer zu dem freien Teil des Laboratoriums. Auf einem breiten Tisch standen mehrere durch Drähte verbundene schwarze Kästen. In deren Mitte stand ein anderer Kasten, ein silbergrauer.

Headington schaute auf seine Uhr und studierte die Skalen an den schwarzen Kästen. »Jetzt wollen wir mal sehn.« Er drehte an verschiedenen Knöpfen. Dann ging er zu einer Reihe von Käfigen auf der anderen Seite des Raumes und holte ein zappelndes weißes Kaninchen heraus. Er setzte das Kaninchen in den silbernen Kasten, verstellte wieder einige Knöpfe an den schwarzen Kästen und legte dann einen Schalter um, der auf dem Tisch festgeschraubt war. »Die Stromzufuhr«, sagte er.

Glogauer blinzelte. Es war, als hätte die Luft für einen Augenblick gezittert. Der silberne Kasten war verschwunden.

»Mein Gott!«

Headington lachte. »Sehen Sie – ab durch die Zeit!«

»Es ist verschwunden«, gab Glogauer zu. »Aber das beweist nicht, daß es in die Zukunft gereist ist.«

»Richtig. Es ist nämlich in die Vergangenheit gereist. In die Zukunft kann ich es nicht schicken. Das ist zur Zeit noch unmöglich.«

»Nun – ich meinte, es beweist nicht, daß das Kaninchen durch die Zeit reist.«

»Wohin sollte es sonst sein? Sie können es mir glauben, Glogauer. Das Kaninchen ist hundert Jahre zurückgereist.«

»Woher wissen Sie das?«

»Kurzzeitversuche haben es bewiesen. Ich kann etwas zu einem ziemlich genau berechneten Datum zurückschicken. Glauben sie mir!«

Glogauer verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich glaube Ihnen, Sir James.«

»Wir bauen jetzt das Ding in groß. Um einen Menschen zurückschicken zu können. Die einzige Schwierigkeit ist, daß die Reise zur Zeit noch ein wenig unbequem ist. Sehen Sie her!« Er drückte auf einen Knopf am ersten schwarzen Kasten. Sofort stand der silberne Kasten wieder auf dem Tisch. Glogauer faßte ihn an. Er war recht heiß.

»Hier.« Headington langte in den Kasten und zog das Kaninchen heraus. Es blutete am Kopf, und seine Knochen schienen gebrochen zu sein. Es lebte, aber litt offensichtlich schreckliche Schmerzen. »Sehen Sie, was ich meine?« fragte Headington. »Armes kleines Ding.«

Glogauer wandte sich ab.

Als sie wieder im Arbeitszimmer waren, sprach Headington über seine Experimente, aber er nahm an, Glogauer wäre mit der Physiksprache vertraut, und Glogauer war zu stolz zuzugeben, daß er von Physik so gut wie nichts verstand. So kam es, daß er einige Stunden in einem Sessel saß und schlau nickte, während Headington begeistert erzählte.

Headington zeigte ihm später, wo er schlafen sollte. Es war ein eichengetäfeltes Zimmer mit einem breiten, bequemen, modernen Bett.

»Schlafen Sie gut!« sagte Headington.

In dieser Nacht wurde Glogauer wach und sah eine Gestalt auf seinem Bettrand sitzen. Es war Headington,

und er war völlig nackt. Er hatte seine Hand auf Karls Schulter liegen.

»Ich nehme an –«, begann Headington.

Glogauer schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Sir James.«

»Nun, ja«, sagte Headington. »Nun, ja.«

Sobald er gegangen war, begann Glogauer zu masturbieren.

Headington hatte ihn einige Tage später angerufen und gefragt, ob er wieder einmal nach Banbury kommen möchte, aber Glogauer hatte höflich abgelehnt.

»Wir sind dabei, einige der kleinen Probleme zu lösen«, erzählte ihm Headington. »Wir haben zum Beispiel herausgefunden, wie wir den Reisenden am besten schützen. Keiner meiner jungen Leute ist jedoch bereit, das Versuchskaninchen zu sein. Würde es Sie nicht interessieren, Glogauer?«

»Nein«, sagte Glogauer. »Tut mir leid, Sir James.«

Während der nächsten Wochen wurde Glogauer immer unruhiger. Monica kam nicht mehr so oft zu ihm, und wenn sie kam, schien sie keinerlei Lust zu Liebesspielen irgendwelcher Art zu haben.

Eines Nachts wurde er wütend und fuhr sie an.

»Was ist los mit dir? Du bist kalt wie ein Faß Eis.«

Sie ließ das eine halbe Stunde über sich ergehen, bevor sie müde sagte: »Nun, einmal mußt du es ja erfahren. Wenn du es unbedingt wissen willst, ich habe ein Verhältnis.«

»Was?« Er wurde sofort ruhig. »Das glaube ich nicht.« Er war immer so davon überzeugt gewesen, daß sich kein anderer von ihr angezogen fühlen würde. Er hätte beinahe gefragt, wer sie schon nehmen würde, hielt sich aber dann zurück.

»Was ist es für einer?« fragte er schließlich.

»Eine«, sagte Monica. »Eine Kollegin in der Klinik. Zur Abwechslung mal was anderes.«

»Oh, Herrgott!«

Monica seufzte. »Es ist wirklich eine Erholung für mich. Ich habe nicht so schrecklich viel Spaß daran – aber ich war so müde von deinen Gefühlsausbrüchen, Karl. Krank und müde.«

»Warum verläßt du mich dann nicht ganz? Was für ein Kompromiß ist das?«

»Ich nehme an, weil ich die Hoffnung nicht aufgeben kann«, sagte Monica. »Ich glaube immer noch, daß etwas in dir steckt, das es wert ist, gefördert zu werden. Ich bin vielleicht blöd.«

»Was willst du mir antun?« Er wurde hysterisch. »Was – was ist...? Du hast mich betrogen!«

»Du mußt mich verstehen, Karl. Es ist kein Betrug – es ist nur ein Urlaub.«

»Dann mach lieber einen Dauerurlaub daraus!« sagte er wütend, ging hinüber und warf ihr ihre Kleider hin. »Scher dich fort, du Sau!«

Sie stand müde und resigniert auf und begann sich anzuziehen.

Als sie fertig war, öffnete sie die Tür. Er lag auf dem Bett und weinte.

»Leb wohl, Karl!«

»Hau ab!«

Die Tür schloß sich.

»Du Sau! Oh, du Sau!«

Am nächsten Morgen rief er Sir James Headington an.

»Ich habe meine Meinung geändert«, sagte er. »Ich bin bereit zu tun, was Sie von mir wünschen. Ich bin Ihr Mann. Es ist nur eine Bestimmung dabei.«

»Welche?«

»Ich will selbst bestimmen, in welche Zeit und an welchen Ort ich reise.«

»In Ordnung.«

Eine Woche später fuhr er an Bord eines privat gecharterten Schiffes in den Nahen Osten. Eine Woche danach verließ er 1970 und kam im Jahr 28. n. Chr. an.

In der Synagoge war es kühl und ruhig, und es duftete nach Weihrauch. In dem sauberen weißen Gewand, das Maria ihm geschenkt hatte, als er am Morgen von ihr ging, ließ er sich von den Rabbinern in den Hof führen. Genau wie die Stadtbewohner wußten auch sie nicht, was sie von ihm halten sollten, aber sie waren überzeugt, daß er nicht von einem Teufel besessen war.

Ab und zu sah er an seinem Körper herunter und berührte ihn, als ob er erstaunt wäre, oder befühlte verwirrt das Gewand. Er hatte Maria fast vergessen.

»Alle Männer haben einen Messiaskomplex, Karl«, hatte Monica einmal gesagt.

Die Erinnerungen wurden jetzt lückenhaft – wenn es überhaupt Erinnerungen waren. Er brachte sie durcheinander.

»Es gab damals Dutzende Messiasse in Galiläa. Daß es gerade Jesus war, der in der Legende und in der Philosophie weiterlebte, war ein historischer Zufall...«

»Es muß mehr daran gewesen sein, Monica.«

Es war Brauch bei den Rabbinern, vielen der jetzt überall in Galiläa umherziehenden Propheten Obdach zu geben, solange sie nicht irgendeiner verbotenen Sekte angehörten.

Dieser hier war sonderbarer als alle anderen. Sein Gesicht war die meiste Zeit unbeweglich, und sein Körper

war steif, aber oft liefen ihm Tränen über die Wangen. Die Rabbiner hatten noch nie solchen Schmerz in den Augen eines Mannes gesehen.

»Die Wissenschaft kann uns sagen wie, aber sie fragt nie warum«, hatte er Monica gesagt. »Sie kann keine Antwort geben.«

»Wer will's wissen?« hatte sie geantwortet.

»Ich.«

»Nun, du wirst es nie herausfinden, oder?«

Sau! Verräterin! Kanaille!

Warum ließen sie ihn immer sitzen?

»Setz dich, mein Sohn!« sagte der Rabbiner. »Was möchtest du uns fragen?«

»Wo ist Christus?« fragte er.

Sie verstanden seine Sprache nicht.

»Ist es Griechisch?« fragte einer, aber ein anderer schüttelte den Kopf.

Kyrios: Der Herr.

Adonai: Der Herr.

Wo war der Herr?

Er zog die Stirn kraus und sah sich unsicher um.

»Ich muß mich ausruhen«, sagte er in ihrer Sprache.

»Woher kommst du?«

Er wußte nicht, was er antworten sollte.

»Woher kommst du?« wiederholte ein Rabbiner die Frage.

Schließlich murmelte er: »*Ha-Olam Hab-Bab...*«

Sie sahen einander an. »*Ha-Olam Hab-Bab*«, sagten sie.

Ha-Olam Hab-Bab; Ha-Olam Haz-Zeh: Die Welt, die kommt, und die Welt, die ist.

»Bringst du uns eine Botschaft?« fragte einer der Rabbiner. Dieser Prophet war so anders. So sonderbar, daß man fast glauben konnte, er sei ein echter Prophet. »Eine Botschaft?«

»Ich weiß es nicht«, sagte der Prophet heiser. »Ich muß mich ausruhen. Ich bin schmutzig. Ich habe gesündigt.«

»Komm! Wir werden dir Essen und eine Schlafstätte geben. Wir werden dir zeigen, wo du baden und wo du beten kannst.«

Diener brachten heißes Wasser, und er reinigte seinen Körper. Sie stutzten ihm den Bart und das Haar und schnitten ihm die Nägel.

In der Zelle, die die Rabbiner ihrem Besuch zugewiesen hatten, brachten sie ihm dann gutes Essen, das er nur mit Mühe essen konnte. Und der Strohsack im Bett war ihm zu weich. Er war das nicht gewohnt. Aber in Josephs Haus hatte er keine richtige Ruhe gefunden, und er legte sich hin.

Er schlief schlecht, schrie im Traum, und draußen vor der Zelle horchten die Rabbiner. Aber sie verstanden nicht viel von dem, was er sagte.

»Daß du von allen Dingen ausgerechnet Aramäisch studieren würdest, Karl, hätte ich zuallerletzt erwartet. Kein Wunder, daß du...«

Meine Teufelin, meine Versucherin, mein Verlangen, mein Kreuz, meine Liebe, meine Lust, mein Bedürfnis, meine Nahrung, mein Anker, meine Herrin, meine Sklavin, mein Fleisch, meine Befriedigung, meine Zerstörerin.

Ach, all die Tage voller Liebe, die es hätte geben können, wenn ich stark gewesen wäre; nach Eva und all denen, die mich wegen meiner Schwächen verschmähten; nach all dem Lohn, der dem Tapferen zuteil wird, nach all den Realitäten, die dem Starken winken, danach sehne ich mich. Das ist die Ironie.

Die förmliche Ironie, unvermeidlich und gerecht.

Ich bin nicht zufrieden.

Karl Glogauer blieb einige Wochen in der Synagoge. Er verbrachte die meiste Zeit mit Lesen in der Bibliothek. Er suchte in den langen Schriftrollen nach einer Antwort auf sein Dilemma. Die Testamentstexte, die in vielen Fällen ein Dutzend verschiedene Auslegungen erlaubten, verwirrten ihn nur noch mehr. Es gab nichts Greifbares, nichts, das ihm sagte, wo der Fehler lag.

Dies ist eine Komödie. Ist es das, was ich verdiene? Gibt es keine Hoffnung? Keine Lösung?

Die Rabbiner hielten meistens Abstand. Sie hatten ihn als einen heiligen Mann akzeptiert. Sie waren stolz, ihn in ih-

rer Synagoge zu haben. Sie waren sicher, daß er einer der Auserwählten Gottes war, und sie warteten geduldig, bis er zu ihnen sprach.

Aber der Prophet sagte wenig, murmelte nur manchmal etwas vor sich hin, ein paar Worte in ihrer Sprache und dann wieder in der unverständlichen Sprache, die er oft benutzte, sogar wenn er sie direkt ansprach.

Die Einwohner von Nazareth sprachen kaum über etwas anderes als den mysteriösen Propheten in der Synagoge. Sie wußten, daß er ein Verwandter von Joseph war, und Joseph bestätigte das jetzt stolz. Sie wußten, daß Joseph vom Geschlecht Davids war, ganz gleich, was der griesgrämige Zimmermann sonst sein mochte. Also war auch der Prophet vom Geschlecht Davids. Ein wichtiges Zeichen, darin waren sich alle einig.

Sie befragten die Rabbiner, aber die weisen Männer erzählten ihnen nichts, außer daß sie ihrer Arbeit nachgehen sollten, daß es Dinge gebe, die sie noch nicht wissen dürften. Auf diese Art wichen sie Fragen aus, die sie nicht beantworten konnten, wie Priester das schon immer gemacht hatten, während sie andererseits den Eindruck erweckten, mehr zu wissen, als tatsächlich der Fall war.

Dann, an einem Sabbat, erschien er im öffentlichen Teil der Synagoge und nahm seinen Platz unter denen ein, die zum Gottesdienst gekommen waren.

Der Mann zu seiner Linken, der aus der Schriftenrolle vorlas, verhedderte sich und schielte den Propheten an.

Der Prophet saß da und hörte mit abwesendem Blick zu.

Der Chefrabbiner sah ihn unsicher an und gab dann ein Zeichen, man solle die Schriftrolle dem Propheten geben.

Zögernd ging ein Junge hin und drückte dem Propheten die Rolle in die Hand.

Der Prophet sah die Worte lange an, und es schien, als wollte er nicht lesen, denn er machte einen verstörten Eindruck. Dann richtete er sich auf und begann mit klarer Stimme zu lesen, fast frei von seinem üblichen Akzent. Er las aus dem Buch Jesaja.

Die Leute hörten ihm mit großer Aufmerksamkeit zu.

»Der Geist des Herrn ist bei mir, darum daß er mich gesalbt hat; er hat mich gesandt, zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen, und den Blinden das Gesicht und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen, und zu verkündigen das angenehme Jahr des Herrn.« Und als er das Buch zutat, gab er's dem Diener und setzte sich. Und aller Augen, die in der Schule waren, sahen auf ihn.

Lukas 4, 18–20

Glogauer setzte danach sein Studium der Testamente nicht fort, sondern machte es sich zur Gewohnheit, in den Straßen umherzuwandern und mit den Menschen zu reden. Sie erwiesen ihm viel Ehrerbietung und baten ihn um Rat in allen möglichen Dingen. Er tat sein bestes, um sie gut zu beraten.

Seit seinen ersten Wochen mit Eva hatte er sich nicht mehr so gut gefühlt.

Er beschloß, das nicht ein zweitesmal zu verlieren.

Zuerst zögerte er und weigerte sich, wenn sie ihn baten, einem Kranken die Hand aufzulegen. Aber einmal, in einem Fall von offensichtlicher hysterischer Blindheit, nach allem was die Verwandten ihm erzählten, legte er doch seine Hände auf die Augen der Frau, und ihre Blindheit verließ sie.

Ohne es zu wollen, war Glogauer bei der Rückkehr in seine Zelle in der Synagoge sehr erregt. Es gab hier so viele Fälle von Hysterie aller Art.

Vielleicht war die Hysterie ein Produkt der Zeit, er konnte das nicht sagen. Schließlich schlug er sich den Gedanken aus dem Kopf. Er würde sich später darum sorgen.

Am nächsten Tag sah er Maria über den Marktplatz gehen. Sie führte ihren unehelichen Sohn an seinem Umhang.

Glogauer machte eilig kehrt und ging in die Synagoge zurück.

Sie folgten ihm jetzt, als er Nazareth verließ und in Richtung auf den See Genezareth davonwanderte. Er hatte das frische weiße Leinengewand an, das sie ihm gegeben hatten, und bewegte sich mit wunderbarer Anmut und Würde; ein großer Führer, ein großer Prophet; aber obwohl sie meinten, er führe sie, trieben sie ihn in Wirklichkeit vor sich her.

Wenn sie unterwegs jemand fragte, sagten sie: »Es ist unser Messias.« Und es gingen schon Gerüchte über viele Wundertaten um.

Meine Erlösung, meine Rolle, meine Bestimmung. Bei der Überwindung einer Versuchung muß ich erst einer anderen nachgeben; Feigheit und Stolz. Mit der Lüge leben, um die Wahrheit herbeizuführen. Ich habe viele betrogen, die mich betrogen haben, weil ich mich selbst betrog.

Aber Monica würde meinen Pragmatismus jetzt billigen...

Wenn er die Kranken sah, taten sie ihm leid, und er tat sein möglichstes, weil sie etwas von ihm erwarteten. Für viele konnte er nichts tun, aber anderen, mit offensichtlich leicht zu behebenden psychosomatischen Leiden, konnte er helfen. Sie glaubten stärker an seine Kräfte als an ihre Krankheit. So heilte er sie.

Als er nach Kapernaum kam, folgten ihm fünfzig Menschen in die Straßen der Stadt. Es war schon bekannt, daß irgendeine Verbindung zwischen ihm und Johannes dem Täufer bestand, der sich in Galiläa eines großen Rufes erfreute und von vielen Pharisäern als echter Prophet anerkannt wurde. Doch dieser Mann hatte Kräfte, die denen des Täufers in mancher Weise überlegen waren. Er war kein so guter Redner wie Johannes, aber er hatte Wunder gewirkt.

Kapernaum war eine weitläufige Stadt am kristallklaren See Genezareth. Zwischen den einzelnen Häusern lagen große Marktgärten. Fischerboote an der weißen Kaimauer, auch Handelsschiffe, die die Städte an den Ufern des Sees anliefen.

Obwohl der See auf allen Seiten von grünen Bergen eingerahmt war, lag Kapernaum selbst auf einer Ebene, im Schutz der Berge. Es war eine ruhige Stadt, die wie die meisten in Galiläa viele nichtjüdische Einwohner hatte. Griechische, römische und ägyptische Händler sah man in den Straßen, und viele hatten Häuser dort. Es gab eine wohlhabende Mittelklasse aus Kaufleuten, Handwerkern und Schiffseignern, dazu Ärzte, Rechtsanwälte und Gelehrte, denn Kapernaum lag an den Grenzen der Provinzen Galiläa, Trachonitis und Syrien, war zwar eine verhältnismäßig kleine Stadt, aber ein wichtiger Handels- und Verkehrsknotenpunkt.

Der sonderbare, verrückte Prophet in dem wallenden Leinengewand, mit dem bunt zusammengewürfelten Gefolge, das hauptsächlich aus armen Leuten bestand, zu dem aber doch auch Männer von einigem Rang gehörten, zog in Kapernaum ein.

Es hatte sich die Nachricht verbreitet, daß der Mann wirklich die Zukunft voraussagen könne, daß er schon die Verhaftung von Johannes durch Herodes Antipas vorausgesagt habe und Herodes bald danach den Täufer in Peräa eingesperrt habe.

Das war es, was sie beeindruckte. Er machte seine Vorhersagen nicht in allgemeinen Wendungen, in vagen Ausdrücken wie die anderen Propheten. Er sprach von Dingen, die sich bald ereignen sollten, und er gab genaue Einzelheiten an.

Keiner kannte zu dieser Zeit seinen Namen. Das machte ihn noch geheimnisvoller und erhöhte seine Bedeutung. Er war einfach der Prophet aus Nazareth oder der Nazarener.

Manche sagten, er sei ein Verwandter, vielleicht der Sohn eines Zimmermanns in Nazareth, aber das konnte auch davon kommen, daß die Schriftbilder der Worte ›Sohn eines Zimmermanns‹ und ›Magus‹ fast gleich aussahen. Der Irrtum konnte also auf diese Weise entstanden sein.

Es wurde sogar gelegentlich behauptet, sein Name sei Jesus. Der Name war ein- oder zweimal gefallen, aber wenn sie ihn fragten, ob das tatsächlich sein Name sei, bestritt er es oder antwortete, geistesabwesend wie er war, überhaupt nicht.

Seine eigentlichen Predigten hatten nicht das Feuer und die Wirkung wie die des Johannes, und viele seiner Hinweise erschienen ein wenig unverständlich, selbst den Priestern und Gelehrten, die aus Neugier kamen, ihn anzuhören.

Dieser Mann sprach sanft, ziemlich vage, und lächelte oft. Er sprach auch in einer merkwürdigen Weise über Gott, und er schien ebenso wie Johannes zu den Essenern zu gehören, denn er predigte gegen die Anhäufung von persönlichem Reichtum und bezeichnete ebenfalls die Mitmenschen als Brüder.

Aber es waren besonders die Wunder, auf die alle warteten, als er in die schöne Synagoge von Kapernaum geleitet wurde.

Vor ihm hatte noch kein Prophet Kranke geheilt und Verständnis für die Leiden gezeigt, über die man selten sprach. Es waren nicht so sehr seine Worte, sondern mehr sein Mitgefühl, auf das sie ansprachen.

Doch manchmal wurde er verschlossen und wollte nicht reden, verlor sich in seinen eigenen Gedanken, und manche bemerkten, wie schmerzvoll sein Blick war, und ließen ihn allein, weil sie glaubten, er stehe in Gedankenverbindung mit Gott.

Diese Perioden wurden mit der Zeit kürzer, und er widmete den Kranken und Hilfsbedürftigen mehr Zeit, tat sein möglichstes für sie, und selbst die Weisen und die Reichen in Kapernaum begannen ihn zu achten.

Vielleicht die größte Wandlung, die er durchgemacht hatte, war, daß Karl Glogauer zum erstenmal in seinem Leben Karl Glogauer vergessen hatte. Zum erstenmal in seinem Leben tat er, wozu er sich immer zu schwach gewähnt hatte. Damit ging gleichzeitig sein größter Wunsch in Erfüllung; er vollbrachte, was er immer zu vollbringen gehofft hatte, bevor er die Psychiatrie aufgab.

Da war noch etwas anderes, etwas, das er mehr instinktiv als mit dem Verstand erfaßte. Er hatte jetzt die Gelegen-

heit, Erlösung und gleichzeitig Bestätigung für das Leben zu finden, das er geführt hatte, bis er Johannes den Täufer verließ und in die Wüste floh.

Aber es war nicht sein eigenes Leben, das er von nun an führte. Er brachte der Welt einen Mythos, eine Generation, bevor dieser Mythos geboren werden sollte. Er schloß einen gewissen seelischen Kreis. Er sagte sich, daß er die Geschichte nicht verändere; er verlieh der Geschichte lediglich mehr Gehalt.

Da ihm der Gedanke, Jesus sei nichts weiter als ein Mythos gewesen, immer unerträglich gewesen war, hielt er es für seine Pflicht, Jesus zu einer physischen Realität werden zu lassen, statt nur zu einem Geschöpf eines mythenogenetischen Prozesses. Warum war das wichtig? fragte er sich; aber er wies die Frage immer schnell von sich, denn solche Fragen verwirrten ihn, erschienen ihm wie Fallen, eine Ausflucht und die Möglichkeit, sich wieder einmal selbst zu betrügen.

So sprach er also in den Synagogen. Er sprach von einem milderen Gott als andere vor ihm, und soweit er sich an sie erinnern konnte, erzählte er ihnen Gleichnisse.

Und nach und nach schwand das Bedürfnis, sein Tun verstandesmäßig zu rechtfertigen, und sein Identitätsgefühl wurde immer schwächer und durch ein anderes ersetzt, in dem die Rolle, die er gewählt hatte, immer mehr Gewicht erhielt. Es war eine in jeder Beziehung archetypische Rolle, eine Rolle, die einem Schüler Jungs liegen mußte. Es war eine Rolle, die über eine bloße Nachahmung hinausging. Es war eine Rolle, die er jetzt bis ins kleinste Detail durchspielen mußte.

Karl Glogauer hatte die Wirklichkeit gefunden, nach der er gesucht hatte. Das hieß jedoch nicht, daß er nicht immer noch Zweifel hatte.

Und es war ein Mensch in der Schule, besessen mit einem unsauberen Teufel; der schrie laut und sprach: Halt, was haben wir mit dir zu schaffen, Jesus von Nazareth? Du bist gekommen, uns zu verderben. Ich weiß, wer du bist: Verstumme und fahre aus von ihm! Und der Teufel warf ihn mitten unter sie und fuhr von ihm aus und tat ihm keinen Schaden. Und es kam eine Furcht über sie alle, und sie redeten miteinander und sprachen: Was ist das für ein Ding? Er gebietet mit Macht und Gewalt den unsaubern Geistern, und sie fahren aus. Und er erscholl sein Gerücht in alle Örter des umliegenden Landes.

Lukas 4, 33–37

Aber ich weiß, daß mein Erlöser lebt; und als der letzte wird er über dem Staube sich erheben.

Hiob 19, 25

O felix culpa, qua talem ac tantum meruit habere Redemp-torem.

Missale – Karsamstag.

»Massenhalluzinationen. Wunder, Fliegende Untertassen, Geister, das Tier aus dem Es, das ist alles dasselbe«, hatte Monica gesagt.

»Sehr wahrscheinlich«, hatte er geantwortet. »Aber *warum* sahen sie ihn?«

»Weil sie ihn sehen wollten.«

»Warum wollten sie es?«

»Weil sie Angst hatten.«

»Du meinst, mehr ist da nicht dran?«

»Genügt es nicht?«

Als er Kapernaum das erstemal verließ, folgten ihm viel mehr Menschen.

Es war nicht mehr möglich gewesen, in der Stadt zu bleiben, denn die Geschäfte waren fast zum Erliegen gekommen durch die Menschenmassen, die gekommen waren, um ihn seine einfachen Wunder wirken zu sehen.

Also sprach er außerhalb der Städte zu ihnen, von Berghängen und Flußufern aus.

Er sprach mit klugen, belesenen Männern, mit denen ihn etwas zu verbinden schien. Darunter waren die Besitzer von Fischereifloten – Simon, Jakobus und Johannes und andere. Ein anderer war Arzt, einer ein Beamter, der ihn in Kapernaum zum erstenmal reden gehört hatte.

»Es müssen zwölf sein«, sagte er eines Tages zu ihnen und lächelte. »Es muß ein Zodiakus sein.«

Und er wählte sie nach ihren Namen aus. »Ist hier ein Mann, der Petrus heißt? Ist einer hier, der Judas heißt?«

Und als er sie gewählt hatte, bat er die anderen wegzugehen, weil er eine Weile mit den Zwölfen allein sprechen wollte.

Es muß so genau sein, wie ich es noch in Erinnerung habe. Es wird Schwierigkeiten geben, Widersprüche, aber ich muß wenigstens das Gerüst liefern.

Er nahm kein Blatt vor den Mund, bemerkten die Leute. Er war bei seinen Attacken und mit seinen Beispielen sogar noch deutlicher als Johannes der Täufer. Nur wenige Propheten waren so mutig; wenige strahlten soviel Zuversicht aus.

Viele seiner Gedanken waren sonderbar. Viele der Dinge, über die er sprach, waren ihnen fremd. Manche Pharisäer hielten ihn für einen Gotteslästerer.

Gelegentlich versuchte jemand ihn zu warnen, schlug ihm vor, er solle um seiner Sache willen manche seiner Aussagen modifizieren, aber er lächelte nur und schüttelte den Kopf. »Nein. Ich muß sagen, was ich sagen muß. Es ist so beschlossen.«

Eines Tages traf er einen Mann, in dem er einen der Essener aus der Kolonie bei Machärus wiedererkannte.

»Johannes möchte mit dir sprechen«, sagte der Essener.

»Ist Johannes noch nicht tot?« fragte er den Mann.

»Er wird in Peräa festgehalten. Ich glaube, Herodes traut sich nicht, ihn zu töten. Er läßt Johannes im Garten seines Palastes Spazierengehen, läßt ihn mit seinen Männern sprechen, aber Johannes fürchtet, daß Herodes bald den Mut finden wird, ihn steinigen oder enthaupten zu lassen. Er braucht deine Hilfe.«

»Wie kann ich ihm helfen? Er muß sterben. Es gibt keine Hoffnung für ihn.«

Der Essener sah verständnislos in die irren Augen des Propheten.

»Aber, Meister, es gibt sonst keinen, der ihm helfen könnte.«

»Es darf ihm nicht geholfen werden. Er muß sterben.«

»Er sagte mir, wenn du dich zunächst weigertest, sollte ich dir sagen, du habest ihn einmal im Stich gelassen, du solltest ihn jetzt nicht im Stich lassen.«

»Ich lasse ihn nicht im Stich. Ich bin dabei, mein Versagen wiedergutzumachen. Ich habe alles getan, was ich zu tun hatte. Ich habe die Kranken geheilt und den Armen gepredigt.«

»Ich wußte nicht, daß er das wollte. Jetzt braucht er Hilfe, Meister. Du könntest sein Leben retten. Du hast Macht, und die Leute hören auf dein Wort. Herodes könnte dich nicht abweisen.«

Der Prophet zog den Essener von den Zwölfen weg.

»Sein Leben kann nicht gerettet werden.«

»Ist es Gottes Wille?«

Der Prophet machte eine Pause und sah zu Boden.

»Johannes muß sterben.«

»Meister – ist es Gottes Wille?«

Der Prophet schaute auf und sagte feierlich: »Wenn ich Gott bin, dann ist es Gottes Wille.«

Seiner Hoffnung beraubt, wandte sich der Essener ab und verließ den Propheten.

Der Prophet seufzte. Er erinnerte sich an den Täufer und daran, wie gern er ihn gemocht hatte. Ohne Zweifel war es in erster Linie Johannes zu verdanken, daß ihm das Leben gerettet wurde. Aber er konnte nichts tun. Johannes dem Täufer war der Tod bestimmt.

Er zog mit seinem Gefolge weiter durch Galiläa. Außer seinen zwölf Männern folgten ihm hauptsächlich arme Leute. Sie setzten in ihn ihre einzige Hoffnung auf ein besseres Leben. Viele gehörten zu denen, die bereit gewesen wären, mit Johannes gegen die Römer loszuschlagen. Aber jetzt war Johannes eingesperrt.

Vielleicht würde dieser Mann ihr Führer in einem Aufstand, bei dem sie die Reichtümer Jerusalems, Jerichos und Cäsareas plündern könnten.

Müde und hungrig, mit glasigen Augen von der Sonnenhitze, folgten sie dem Mann in dem weißen Gewand. Sie brauchten Hoffnung, und sie fanden Grund zur Hoffnung. Sie sahen, wie er größere Wunder wirkte.

Einmal predigte er von einem Boot aus zu ihnen, wie er das oft tat, und als er durch das seichte Wasser zum Ufer zurückschritt, sah es aus, als liefe er auf dem Wasser.

Durch ganz Galiläa wanderten sie in jenem Herbst und hörten überall die Nachricht von der Enthauptung des Johannes. Die Verzweiflung über den Tod des Täufers

schlug um, und sie setzten um so mehr Hoffnung in diesen neuen Propheten, der ihn gekannt hatte.

In Cäsarea wurden sie von römischen Wachen aus der Stadt gejagt. Sie waren an die Wilden mit ihren Weissagungen gewöhnt, die in den ländlichen Gegenden umherzogen.

Aus anderen Städten wurden sie verbannt, als der Ruf des Propheten wuchs. Nicht nur die römischen Behörden, auch die jüdischen schienen den neuen Propheten nicht so dulden zu wollen, wie sie Johannes geduldet hatten. Das politische Klima veränderte sich.

Es wurde schwierig, Nahrung zu bekommen. Sie lebten von dem, was sie unterwegs fanden, und hungerten wie abgezehrte Tiere.

Karl Glogauer, Zauberdoktor, Psychiater, Hypnotiseur, Messias, lehrte sie, in ihrer Einbildung zu essen und ihre Gedanken vom Hunger abzulenken.

Da traten die Pharisäer und Sadduzäer zu ihm; die versuchten ihn und forderten, daß er sie ein Zeichen vom Himmel seben ließe. Aber er antwortete und sprach: Des Abends sprecht ihr: Es wird ein schöner Tag werden, denn der Himmel ist rot; und des Morgens sprecht ihr: Es wird heute Ungewitter sein, denn der Himmel ist rot und trübe. Ihr Heuchler! Über des Himmels Gestalt könnt ihr urteilen; könnt ihr denn nicht auch über die Zeichen dieser Zeit urteilen?

Matthäus 16, 1-3

»Du mußt vorsichtiger sein. Man wird dich steinigen. Man wird dich töten.«

»Man wird mich nicht steinigen.«

»So will es das Gesetz.«

»Es ist nicht mein Schicksal.«

»Hast du keine Angst vor dem Tode?«

»Es ist nicht die größte meiner Ängste.«

Ich habe Angst vor meinem eigenen Geist. Ich fürchte, der Traum könnte enden. Ich fürchte... Aber ich bin jetzt nicht einsam.

Manchmal zweifelte er an seiner selbstgewählten Rolle, und seine Gefolgschaft wurde verwirrt, wenn er sich widersprach.

Sie nannten ihn jetzt oft bei dem Namen, den sie gehört hatten: Jesus der Nazarener.

Meistens verwehrte er ihnen nicht, diesen Namen zu gebrauchen, aber in manchen Fällen wurde er zornig und schrie merkwürdige gutturale Worte.

»Karl Glogauer! Karl Glogauer!«

Und sie sagten: »Hört, er spricht mit der Stimme Adonais.«

»Nennt mich nicht bei diesem Namen!« schrie er sie an, und sie erschrakten und ließen ihn allein, bis sich sein Zorn gelegt hatte. Gewöhnlich suchte er sie dann wieder auf, als lege er großen Wert darauf, ihre Gesellschaft nicht zu verlieren.

Ich habe Angst vor meinem eigenen Geist. Ich habe Angst vor dem einsamen Glogauer.

Sie bemerkten, daß er sein eigenes Spiegelbild nicht gern sah. Sie hielten das für Bescheidenheit und versuchten ihm nachzueifern.

Als das Wetter sich änderte und der Winter kam, zogen sie nach Kapernaum zurück, das zu einer Hochburg seiner Anhänger geworden war.

In Kapernaum wartete er den Winter ab und sprach während der Zeit zu allen, die ihn hören wollten. Die meisten seiner Reden befaßten sich mit Prophezeiungen.

Viele dieser Prophezeiungen betrafen ihn selbst und das Schicksal seiner Jünger.

Da verbot er seinen Jüngern, daß sie niemand sagen sollten, daß er, Jesus, der Christus wäre. Von der Zeit an fing Jesus an und zeigte seinen Jüngern, wie er müßte hin gen Jerusalem gehen und viel leiden von den Ältesten und Hohenpriestern und Schriftgelehrten und getötet werden und am dritten Tage auferstehen.

Matthäus 16, 20–21

Sie saßen in ihrer Wohnung vor dem Fernseher. Monica aß einen Apfel. Es war zwischen sechs und sieben an einem warmen Sonntagabend. Monica zeigte mit dem abgebissenen Apfel auf den Fernsehschirm.

»Sieh dir diesen Quatsch an!« sagte sie. »Du kannst mir nicht im Ernst einreden, daß dir das etwas sagt.«

Es war eine religiöse Sendung über eine Pop-Oper in einer Kirche in Hampstead. Thema der Oper war die Kreuzigung.

»Pop-Gruppen auf der Kanzel«, sagte sie. »So weit ist es schon gekommen.«

Er antwortete nicht. Die Sendung erschien ihm irgendwie obszön. Er konnte darüber nicht mit ihr streiten.

»Der Leichnam Gottes fängt jetzt wirklich an zu faulen«, lästerte sie. »Pfui! Was für ein Gestank!«

»Dann schalt's halt ab...!«

»Wie heißt die Pop-Gruppe? Die Maden?«

»Sehr witzig. Ich werde ausschalten, soll ich?«

»Nein, ich will es mir ansehen. Es ist spaßig.«

»Oh, schalt aus!«

»Imitatio Christi!« schnaufte sie. »Es ist eine üble Karikatur.«

Ein Negersänger, der Christus darstellte und mit tiefer Stimme zu einer banalen Begleitung sang, begann leblose Verse über die Bruderschaft aller Menschen herunterzuleiern.

»Wenn er so etwas von sich gab, ist es kein Wunder, daß sie ihn ans Kreuz nagelten«, sagte Monica.

Er streckte den Arm aus und schaltete das Bild aus.

»Mir machte es Spaß«, sagte sie mit gespielter Enttäuschung. »Es war ein wundervoller Schwanengesang.«

Später sagte sie mit einer Spur Liebe, die ihn beunruhigte: »Du altmodischer Schwärmer. Was für ein Jammer! Du hättest ein John Wesley oder Calvin oder so einer sein können. In unseren Tagen kannst du kein Messias sein, nicht nach deiner Vorstellung. Es gibt niemanden, der dir zuhören würde.«

Der Prophet wohnte im Haus eines Mannes, der Simon hieß, den der Prophet jedoch lieber Petrus nannte. Simon war dem Propheten dankbar, weil er seine Frau von einem Leiden geheilt hatte, das sie eine Zeitlang geplagt hatte. Es war eine mysteriöse Krankheit gewesen, aber der Prophet hatte sie fast mühelos geheilt.

Es waren zu dieser Zeit sehr viel Fremde in Kapernaum, von denen viele gekommen waren, den Propheten zu sehen. Simon warnte ihn, daß manche von ihnen bekannte Spitzel der Römer oder der Pharisäer seien. Viele der Pharisäer standen dem Propheten im großen und ganzen nicht ablehnend gegenüber, mißtrauten aber dem Gerede von Wundern, das ihnen zu Ohren gekommen war. Aber die ganze politische Atmosphäre war gestört, und die römischen Besatzungstruppen, von Pilatus über seine Offiziere bis hinunter zu den einfachen Soldaten, waren nervös und erwarteten einen Ausbruch, konnten aber keine greifbaren Anzeichen dafür erkennen.

Pilatus, ein ungewöhnlich mäßiger Mann, goß Wasser in das kleine bißchen Wein auf dem Boden seines Bechers und überlegte seine Lage.

Er hoffte auf Unruhen größeren Ausmaßes.

Wenn irgendeine Rebellenbande, wie etwa die Zeloten, Jerusalem angriffen, würde das Tiberius beweisen, daß er, ganz gegen den Rat von Pilatus, in der Sache mit den Votivtafeln viel zu milde gegen die Juden gewesen war.

Pilatus wäre gerechtfertigt und bekäme mehr Macht über die Juden. Vielleicht könnte er dann in der Politik wirklich einiges durchsetzen. Gegenwärtig hatte er ein schlechtes Verhältnis zu allen Tetrarchen der Provinzen – besonders zu dem wankelmütigen Herodes Antipas, in dem er einst seinen einzigen Parteigänger gesehen hatte.

Abgesehen von der politischen Lage, war auch seine häusliche Situation nicht in Ordnung, weil seine neurotische Frau wieder ihre Alpträume hatte und weit mehr Beachtung forderte, als er ihr geben konnte.

Es könnte sich eine Möglichkeit ergeben, dachte er, einen Zwischenfall zu provozieren, aber er mußte sehr aufpassen, daß Tiberius das nie erführe.

Er überlegte sich, ob dieser neue Prophet einen Ansatzpunkt bieten könnte. Bis dahin hatte sich der Mann als ziemliche Enttäuschung erwiesen. Er hatte nicht gegen die Gesetze der Juden und auch nicht gegen die der Römer verstoßen, obgleich er ein wenig scharf gegen das etablierte Priestertum redete. Doch das regte niemanden auf – es war allgemein üblich, die Priester zu attackieren. Die Priester selbst waren meistens zu bequem, den Attacken viel Aufmerksamkeit zu schenken. Es gab kein Gesetz, das es einem Mann verbot, sich als Messias auszugeben, was dieser Mann angeblich getan hatte. Und man konnte in diesem Stadium kaum sagen, er stachelte das Volk zu einer Revolte an – eher das Gegenteil. Man konnte auch einen Mann nicht verhaften, nur weil einige seiner Anhänger ehemalige Anhänger Johannes des Täufers waren. Die ganze Sache mit dem Täufer war falsch angefaßt worden, als Herodes die Nerven verloren hatte.

Vor dem Fenster in seiner Kammer, die Minarette und Türme Jerusalems im Blickfeld, überdachte Pilatus die Informationen, die seine Spitzel ihm in letzter Zeit gebracht hatten.

Bald nach dem Fest, das die Römer Saturnalien nannten, verließen der Prophet und seine Anhänger Kapernaum wieder und begannen durch das Land zu ziehen.

Jetzt, da das heiße Wetter vorbei war, wirkte der Prophet wenige Wunder, aber seine Prophezeiungen wurden begierig aufgenommen.

Er warnte sie vor all den Fehlern, die in der Zukunft begangen werden würden, und vor allen den Verbrechen, die in seinem Namen verübt werden würden, und er bat sie nachzudenken, bevor sie in seinem Namen handelten.

Er wanderte durch Galiläa und durch Samaria, folgte den guten römischen Straßen in Richtung auf Jerusalem.

Die Zeit bis zum Passahfest war jetzt nicht mehr lang.

Ich habe alles getan, was mir eingefallen ist. Ich habe Wunder gewirkt, ich habe gepredigt, ich habe meine Jünger ausgewählt. Aber all das war leicht, weil ich das war, wonach die Menschen verlangten. Ich bin ihre Schöpfung.

Habe ich genug getan? Ist der Kurs, den ich eingeschlagen habe, unabänderlich?

Wir werden es bald wissen.

In Jerusalem sprachen die römischen Beamten über das kommende Fest. Es war immer eine Zeit der schlimmsten Unruhe. Es hatte beim Passahfest schon früher Tumulte

gegeben, und zweifellos würde es auch dieses Jahr wieder irgendwelchen Ärger geben.

Pilatus bat die Pharisäer zu sich. Als sie kamen, sprach er so freundlich und einnehmend wie möglich zu ihnen und bat sie um ihre Mithilfe.

Die Pharisäer sagten, sie wollten ihr möglichstes tun, könnten aber nichts dafür, wenn die Leute unvernünftig handelten.

Pilatus war zufrieden. Andere hatten jetzt gesehen, daß er Unruhen abzuwenden versucht hatte. Sollte es jetzt welche geben, könnte man ihm nicht die Schuld zuschieben.

»Sehen Sie«, fragte er die anderen Beamten, »was kann man mit ihnen anfangen?«

»Wir werden schnellstens so viele Soldaten wie möglich in Jerusalem zusammenziehen«, sagte sein Stellvertreter. »Aber sie sind draußen im Lande schon jetzt recht dünn gesät.«

»Wir müssen unser Bestes tun«, sagte Pilatus.

Als sie gegangen waren, ließ Pilatus seine Spitzel rufen. Sie sagten ihm, daß der neue Prophet unterwegs sei.

Pilatus rieb sich das Kinn.

»Er erscheint mir recht harmlos«, sagte einer der Männer.

»Er mag vielleicht jetzt harmlos sein«, sagte Pilatus, »aber wenn er während des Passahfestes nach Jerusalem kommt, ist er vielleicht nicht mehr so harmlos.«

Zwei Wochen vor dem Passahfest erreichte der Prophet die Stadt Bethanien bei Jerusalem. Einige seiner gali-

läischen Anhänger hatten Bekannte in Bethanien, und diese waren nur zu gern bereit, dem Mann Obdach zu geben, von dem sie von anderen Pilgern gehört hatten, die nach Jerusalem und zum Großen Tempel unterwegs waren.

Nach Bethanien waren sie gekommen, weil es den Propheten beunruhigte, daß ihm so viele Leute folgten.

»Es sind zu viele«, hatte er zu Simon gesagt. »Zu viele, Petrus.«

Sein Gesicht war jetzt hager. Die Augen lagen tiefer in ihren Höhlen, und er sprach wenig.

Manchmal sah er sich unsicher um, als wüßte er nicht genau, wo er war.

In das Haus in Bethanien kamen Berichte, daß römische Spitzel sich nach ihm erkundigt hätten. Es störte ihn nicht. Im Gegenteil, er nickte nachdenklich, als ob es ihn befriedigte.

»Man sagt, Pilatus suche nach einem Sündenbock«, warnte Johannes.

»Dann soll er einen haben«, erwiderte der Prophet.

Einmal wanderte er mit zwei seiner Jünger hinaus in die Felder, um einen Blick auf Jerusalem zu werfen. Die leuchtendgelben Mauern der Stadt sahen in der nachmittäglichen Beleuchtung prächtig aus. Die Türme und die hohen Gebäude, von denen viele mit roten, blauen und gelben Mosaiksteinen verziert waren, konnte man aus einigen Kilometern Entfernung sehen.

Der Prophet ging nach Bethanien zurück.

Dort ist es, und ich fürchte mich. Ich fürchte den Tod und fürchte die Blasphemie.

Aber es gibt keinen anderen Weg. Es gibt keine andere sichere Methode, dies zu vollbringen, als es zu durchleben.

»Wann gehen wir nach Jerusalem?« fragte ihn einer seiner Anhänger.

»Noch nicht«, sagte Glogauer. Er ließ seine Schultern hängen und hielt seine Arme um die Brust geschlungen, als fröre er.

Zwei Tage vor dem Passahfest in Jerusalem machte sich der Prophet mit seinen Jüngern auf den Weg zum Ölberg und nach Bethphage, einem Vorort Jerusalems an den Hängen des Berges.

»Besorgt mir einen Esel!« sagte er ihnen. »Ein Fohlen. Ich muß die Prophezeiung jetzt wahrmachen.«

»Dann werden alle wissen, daß du der Messias bist«, sagte Andreas.

»Ja.«

Der Prophet seufzte.

Die Angst ist nicht mehr die gleiche. Es ist jetzt mehr die Angst eines Schauspielers, der gleich seine letzte, dramatischste Szene spielen soll...

Kalter Schweiß stand auf den Lippen des Propheten. Er wischte ihn weg.

In dem schwachen Licht musterte er die Männer um ihn herum. Die Gesichter einiger seiner Jünger hatte er sich noch immer nicht eingeprägt. Er hatte sich nur für ihre Namen und die Anzahl interessiert. Zehn waren bei ihm. Die anderen zwei suchten den Esel.

Es wehte eine leichte, warme Brise. Sie standen an dem grasbewachsenen Abhang des Ölberges und schauten auf Jerusalem und den Großen Tempel hinab.

»Judas?« sagte Glogauer zögernd.

Einer von ihnen hieß Judas.

»Ja, Meister?« fragte er. Er war groß, sah gut aus und hatte krauses rotes Haar und neurotische, intelligente Augen. Glogauer hielt ihn für einen Epileptiker.

Glogauer sah Judas Ischariot nachdenklich an. »Du mußt mir nachher helfen«, sagte er, »wenn wir in Jerusalem eingezogen sind.«

»Wie, Meister?«

»Du mußt den Römern eine Nachricht überbringen.«

»Den Römern?« Judas sah besorgt aus. »Warum?«

»Es müssen die Römer sein. Es dürfen nicht die Juden sein. Die würden Steine oder einen Pfahl oder ein Beil benutzen. Ich sage dir mehr, wenn es soweit ist.«

Der Himmel war jetzt dunkel, und über dem Ölberg waren die Sterne herausgekommen. Es war kalt geworden. Glogauer zitterte.

*Aber du, Tochter Zion, freue dich sehr,
 Und du, Tochter Jerusalem, jauchze!
 Siehe, dein König kommt zu dir,
 Ein Gerechter und ein Helfer,
 Arm, und reitet auf einem Esel
 Und auf einem jungen Füllen der Eselin.*

Sacharja 9, 9

»Osha'nal Osha'na! Osha'nal«

Als Glogauer auf dem Esel in die Stadt einritt, liefen seine Anhänger ihm voraus und streuten Palmzweige auf seinen Weg. Zu beiden Seiten der Straße stand dicht gedrängt viel Volk, das durch seine Anhänger von seinem Kommen erfahren hatte.

Jetzt konnten sie sehen, wie der Prophet die Weissagungen der alten Propheten wahr machte, und viel mehr Leute glaubten an ihn, glaubten, daß er in Adonais Namen gekommen war, um sie gegen die Römer zu führen. Gerade jetzt war er möglicherweise auf dem Weg zum Haus des Pilatus, um dem Prokurator entgegenzutreten.

»Osha'na! Osha'na!«

Glogauer sah verwirrt um sich. Er saß unbequem auf dem Eselrücken, trotz der Mäntel seiner Jünger, die ihm als Polster dienten. Er schwankte und klammerte sich an die Mähne des Tiers. Er hörte die Worte, konnte sie aber nicht genau verstehen.

»Osha'na! Osha'na!«

Es klang zunächst wie ›hosiana‹, bis ihm klar wurde, daß sie ihm auf armäisch zuriefen: »Befreie uns!«

»Befreie uns! Befreie uns!«

Johannes hatte einen bewaffneten Aufstand gegen die Römer für dieses Passahfest geplant. Viele hatten sich an der Rebellion beteiligen wollen.

Sie glaubten, daß er die Stelle des Johannes als Rebellenführer eingenommen hatte.

»Nein«, sprach er zu ihnen, als er in die erwartungsvollen Gesichter sah. »Nein. Ich bin der Messias. Ich kann euch nicht befreien. Ich kann es nicht...«

Ihrem Glauben hatte er damit den Boden entzogen. Aber sie hörten seine Worte nicht in dem allgemeinen Geschrei.

Karl Glogauer zog in Christus ein, und Christus zog in Jerusalem ein. Die Geschichte näherte sich ihrem Höhepunkt.

»Osha'na!«

Es gehörte nicht in die Geschichte. Er konnte ihnen nicht helfen.

Es war sein Fleisch.

Es war sein Fleisch, das Stück für Stück verschenkt wurde, an jeden, der es haben wollte. Es gehörte ihm nicht mehr.

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer aufnimmt, so ich jemand senden werde, der nimmt mich auf; wer aber mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat. Da Jesus solches gesagt hatte, ward er betrübt im Geist und zeugte und sprach: Wahrlich, wahrlich, ich

sage euch: Einer unter euch wird mich verraten. Da sahen sich die Jünger untereinander an, und ward ihnen bange, von welchem er redete. Es war aber einer unter seinen Jüngern, der zu Tische saß an der Brust Jesu, welchen Jesus liebhatte. Dem winkte Simon Petrus, daß er forschen sollte, wer es wäre, von dem er sagte. Denn derselbe lag an der Brust Jesu, und er sprach zu ihm: Herr, wer ist's? Jesus antwortete: Der ist's, dem ich den Bissen eintauche und gebe. Und er tauchte den Bissen ein und gab ihn Judas, Simons Sohn, dem Ischariot. Und nach dem Bissen fuhr der Satan in ihn. Da sprach Jesus zu ihm: Was du tust, das tue bald!

Johannes 13, 20–27

Judas Ischariot runzelte etwas unsicher die Stirn, als er den Raum verließ und auf die Straße hinaustrat, um sich durch die Menschenmenge seinen Weg zum Palast des Statthalters zu bahnen. Zweifellos sollte er einen Teil eines Plans ausführen, dessen Ziel es war, die Römer zu täuschen und das Volk dazu zu bringen, sich zu Jesu Verteidigung zu erheben. Aber er hielt den Plan für zu gewagt. Die Stimmung unter den sich in den Straßen sammelnden Männern, Frauen und Kindern war gereizt. Viel mehr römische Soldaten als sonst patrouillierten in der Stadt.

»Aber sie haben keinen Anlaß, dich zu verhaften, Herr«, hatte er zum Propheten gesagt.

»Ich werde ihnen Anlaß geben«, hatte der Prophet geantwortet.

Es hatte keinen anderen Weg gegeben, es zu arrangieren.

Er glaubte nicht, daß es von Bedeutung sein würde. Die Chronisten würden es schon wieder umarrangieren.

Pilatus war ein beleibter Mann, trotz seiner Mäßigkeit in Essen und Trinken. Er hatte einen genießerischen Mund und harte, seichte Augen. Er sah den Juden verächtlich an.

»Wir bezahlen Informanten nicht, deren Informationen sich als falsch erweisen«, warnte er ihn.

»Ich bin nicht auf Geld aus, Herr«, sagte Judas. Er sprach in der unterwürfigen Art, die die Römer von den Juden zu erwarten schienen. »Ich bin ein treuer Untertan des Kaisers.«

»Wer ist dieser Rebell?«

»Jesus von Nazareth, Herr. Er betrat die Stadt heute...«

»Ich weiß. Ich habe ihn gesehen. Aber ich hörte, er predige Frieden und Gehorsam gegen die Gesetze.«

»Um dich zu täuschen, Herr. Aber heute hat er sich selbst verraten, indem er die Pharisäer verärgerte und gegen die Römer sprach. Er hat seine wahren Absichten enthüllt.«

Pilatus zog die Brauen hoch. Es war gut möglich. Es schmeckte nach der Art von Täuschung, die er diesen Leisetretern zutraute.

»Hast du Beweise?«

»Es gibt hundert Zeugen.«

»Zeugen haben ein kurzes Gedächtnis«, sagte Pilatus ärgerlich. »Wie wollen wir sie identifizieren?«

»Dann werde ich seine Schuld bezeugen. Ich bin einer seiner Leutnants.«

Das klang zu schön, um wahr zu sein. Pilatus schob die Lippen vor. Er konnte es sich nicht leisten, die Pharisäer zu diesem Zeitpunkt zu verärgern. Sie hatten ihm schon genug Scherereien gemacht. Besonders Kaiphas würde sofort Ungerechtigkeit rufen, wenn er den Mann gefangennehmen ließe. Du sagst, er hat die Priester verärgert?«

»Er behauptet, der rechtmäßige König der Juden zu sein, ein Nachkomme Davids«, sagte Judas, so wie sein Meister es ihm aufgetragen hatte.

»Tut er das?« Pilatus sah nachdenklich zum Fenster hinaus.

»Und, die Pharisäer, Herr...«

»Was ist mit ihnen?«

»Sie sähen ihn am liebsten tot. Ich habe es aus einer zuverlässigen Quelle. Einige der Pharisäer, die anderer Meinung sind als die Mehrheit, versuchten ihn zu warnen und zur Flucht aus der Stadt zu veranlassen, aber er weigerte sich.«

Pilatus nickte. Sein Blick war gesenkt, während er über diese Information nachdachte. Die Pharisäer haßten den Propheten vielleicht, aber sie würden sehr schnell politisches Kapital aus seiner Verhaftung schlagen.

»Die Pharisäer möchten ihn hinter Schloß und Riegel sehen«, fuhr Judas fort. »Das Volk läuft zusammen, um den Propheten zu hören, und heute stifteten viele in seinem Namen Unruhe im Tempel.«

»So, das war er?« Es stimmte, daß etwa ein halbes Dutzend Leute die Geldwechsler im Tempel angegriffen und zu berauben versucht hatten.

»Frag die Verhafteten, wer sie zu ihrem Verbrechen anstiftete!« sagte Judas. »Es waren die Männer des Nazareners.«

Pilatus biß sich auf die Unterlippe.

»Ich könnte die Verhaftung nicht veranlassen«, sagte er. Die Lage in Jerusalem war schon jetzt gefährlich, aber wenn sie diesen ›König‹ verhaften würden, könnte daraus ein großer Aufstand entstehen, mit dem er nicht allein fertig würde. Er wünschte sich Unruhen, wollte aber nicht, daß es so aussah, als hätte er den Anlaß geliefert. Tiberius würde ihn verantwortlich machen, nicht die Juden. Wenn jedoch die Juden selbst die Verhaftung durchführten, würde sich der Zorn des Volkes weniger gegen die Römer richten, so daß die Truppen Herr der Lage bleiben könnten. Es galt, die Pharisäer dafür zu gewinnen. Sie mußten die Verhaftung veranlassen. »Warte hier!« sagte er zu Judas. »Ich will Kaiphas eine Nachricht schicken.«

Und sie kamen zu einem Hofe mit Namen Gethsemane. Und er sprach zu seinen Jüngern: Setzet euch hier, bis ich hingebe und bete. Und nahm zu sich Petrus und Jakobus und Johannes und fing an zu zittern und zu zagen. Und sprach zu ihnen: Meine Seele ist betrübt bis an den Tod; bleibet hier und wachet!

Glogauer sah jetzt den Mob auf sich zukommen. Zum erstenmal seit Nazareth fühlte er sich physisch schwach und erschöpft.

Sie würden ihn töten. Er mußte sterben; das akzeptierte er, aber er hatte Angst vor den Schmerzen, die ihm bevor-

standen. Er setzte sich an dem Berghang hin und beobachtete die sich nähernden Fackeln.

»Das Ideal des Märtyrertums hat es nur im Geist einiger Asketen gegeben«, hatte Monica gesagt. »In allen anderen Fällen war es krankhafter Masochismus, ein leichter Weg, sich vor der normalen Verantwortung zu drücken, eine Methode zur Beherrschung unterdrückter Menschen...«

»Es ist nicht so einfach ...«

»Es ist so einfach, Karl.«

Er konnte es Monica jetzt zeigen.

Er bedauerte, daß sie es wahrscheinlich nie erfahren würde. Er hatte die Absicht gehabt, alles aufzuschreiben und in die Zeitmaschine zu legen, in der Hoffnung, daß sie geborgen werden könnte. Es war merkwürdig. Er war kein religiöser Mensch im üblichen Sinne. Er war ein Agnostiker. Es war nicht Überzeugung, was ihn dazu gebracht hatte, die Religion gegen Monicas zynische Verachtung zu verteidigen; es war vielmehr ein Mangel an Überzeugung von der Richtigkeit des Ideals, an das sie glaubte, ihres Glaubens an die Wissenschaft als Löserin aller Probleme. Er konnte ihren Glauben nicht teilen, und es gab sonst nichts anderes für ihn als die Religion, obwohl er an einen Gott wie den der Christenheit nicht glauben konnte. Ein Gott als mystische Kraft aus den Mysterien des Christentums und anderer großer Religionen war ihm nicht persönlich genug. Sein nüchterner Verstand hatte ihm gesagt, daß es Gott in einer persönlichen Form überhaupt nicht gebe. Sein Unterbewußtsein hatte ihm gesagt,

daß der Glaube an die Wissenschaft nicht genüge. Er erinnerte sich an die Selbstverachtung, die er einmal empfunden hatte, und fragte sich, warum er sie empfunden hatte.

»Wissenschaft ist im Grunde das Gegenteil von Religion«, hatte Monica gesagt. »Ganz gleich, wie viele Jesuiten zusammenkommen, um ihre Ansichten über die Wissenschaft zu rationalisieren, es bleibt die Tatsache bestehen, daß die Religion die grundsätzliche Einstellung der Wissenschaft nicht akzeptieren kann, und es ist unvermeidlich, daß die Wissenschaft die grundlegenden Prinzipien der Religion angreift. Das einzige Gebiet, auf dem es keine Differenzen gibt und kein Krieg nötig ist, ist die eigentliche Annahme eines Gottes. Man kann annehmen, daß es einen Gott gibt, und man kann das Gegenteil annehmen. Aber sobald einer anfängt, seine Annahme zu verteidigen, muß es Streit geben.«

»Du sprichst von organisierter Religion...«

»Ich spreche von Religion im Gegensatz zum Glauben. Wer braucht das Ritual einer Religion, wenn wir das weit überlegene Ritual der Wissenschaft an seine Stelle setzen können? Religion ist ein brauchbarer Ersatz für Wissen. Aber wir brauchen keinen Ersatz mehr, Karl. Die Wissenschaft bietet uns eine viel gesündere Grundlage für die Formulierung von Denkmodellen und einer Ethik. Wir brauchen das Zuckerbrot des Himmels und die Peitsche der Hölle nicht mehr, wenn uns die Wissenschaft die Konsequenzen unseres Handelns zeigen kann und der Mensch leicht selbst beurteilen kann, ob er richtig oder falsch handelt. «

»Das kann ich nicht akzeptieren.«

»Weil du krank bist. Ich bin auch krank, aber ich habe wenigstens die Aussicht auf die Gesundung vor Augen.«
»Ich sehe nur den drohenden Tod...«

Wie sie vereinbart hatten, küßte Judas ihn auf die Wange, und die gemischte Streitmacht aus Tempelwachen und römischen Soldaten umringte sie.

Zu den Römern sagte er, mit ziemlicher Mühe. »Ich bin der König der Juden.« Zu den Dienern der Pharisäer sagte er: »Ich bin der Messias, der gekommen ist, eure Herren zu vernichten.«

Jetzt hatte er sich ihnen ausgeliefert, und das Schlußritual konnte beginnen.

Es war ein unordentlicher Prozeß, eine willkürliche Vermischung römischen und jüdischen Rechts, die niemanden so recht zufriedenstellte. Der Zweck wurde erreicht, nach mehreren Konferenzen zwischen Pontius Pilatus und Kaiphas und drei Versuchen, ihre verschiedenen Rechtssysteme so zurechtzubiegen, daß sie den Erfordernissen der Situation gerecht würden. Beide Seiten brauchten einen Sündenbock zu unterschiedlichen Zwecken, und so kamen sie schließlich zu dem gewünschten Ergebnis, und der Verrückte wurde verurteilt, einerseits wegen Aufruhrs gegen Rom und andererseits wegen Ketzerei.

Eine Besonderheit des Prozesses war, daß die Zeugen alle Anhänger dieses Mannes waren und dennoch den Anschein erweckten, als wollten sie ihn alle verurteilt sehen.

»Ach, die krankhaften Fanatiker«, sagte Pilatus: Er war zufrieden.

Die Pharisäer waren einverstanden, und die römische Hinrichtungsmethode wurde in diesem Fall der Zeit und der Situation am ehesten gerecht. So wurde beschlossen, ihn zu kreuzigen. Der Mann hatte jedoch einen großen Ruf, so daß es notwendig sein würde, einige der erprobten römischen Methoden zur Demütigung anzuwenden, um ihn in den Augen der Pilger zu einer bedauernswerten und lächerlichen Gestalt zu machen.

Pilatus versicherte den Pharisäern, daß er dafür sorgen würde, aber er sorgte auch dafür, daß sie Dokumente unterschrieben, aus denen hervorging, daß sie seinen Aktionen zustimmten.

Der Gefangene war schweigsam, schien aber fast zufrieden zu sein. Er hatte während des Prozesses genug gesprochen, um seine Verurteilung herbeizuführen, hatte aber wenig zu seiner Verteidigung gesagt.

Es ist vollbracht.

Mein Leben ist bestätigt.

*Die Kriegsknechte aber führten ihn hinein in das Richt-
haus und riefen zusammen die ganze Schar und zogen
ihm einen Purpur an, und flochten eine dornene Krone
und setzten sie ihm auf und fingen an, ihn zu grüßen:
Gegrüßet seist du, der Juden König! Und schlugen ihm
das Haupt mit dem Rohr und verspeiten ihn und fielen
auf die Knie und beteten ihn an. Und da sie ihn
verspottet hatten, zogen sie ihm den Purpur aus und zo-
gen ihm seine eigenen Kleider an und führten ihn aus,
daß sie ihn kreuzigten.*

Markus 15, 16–20

»Oh, Karl, du würdest alles tun, um Beachtung zu finden...«

»Sie wollen im Rampenlicht stehen, junger Mann...«

»Mein Gott, Karl, was würdest du nicht alles tun, um Beachtung zu finden...«

Nicht jetzt. Nicht dieses. Es ist zu nobel.

Lachten die Gesichter ihn durch den Schleier der Schmerzen an?

War sein eigenes Gesicht dabei, mit lächerlichem Selbstmitleid im Blick? Sein eigener Geist...?

Aber sie konnten ihm das tiefe Gefühl der Befriedigung nicht nehmen, das er empfand. Das erste vollständige Erlebnis dieser Art, das er je gehabt hatte.

Sein Geist war jetzt getrübt durch die Schmerzen und durch die rituellen Schmähungen; durch sein völliges Aufgehen in seiner Rolle.

Er war zu schwach, das schwere Holzkreuz zu tragen, und ging dahinter her, als es von einem Kyrener, den die Römer dazu gezwungen hatten, nach Golgatha geschleppt wurde.

Während er durch die stumme Menge in den Straßen wankte, unter den Augen derer, die geglaubt hatten, er würde sie gegen die römischen Unterdrücker führen, irrten seine Blicke hin und her, und er taumelte gelegentlich von der Straße herunter und wurde von einem der römischen Soldaten zurückgestoßen.

»Du bist zu emotional, Karl. Warum benutzt du nicht deinen Verstand und reißt dich zusammen...?«

Er erinnerte sich an die Worte, aber er fand es schwer, sich zu erinnern, wer sie gesprochen hatte oder wer Karl war.

Die Straße, die auf den Berg hinaufführte, war steinig, und er rutschte manchmal aus. Er erinnerte sich dabei an einen anderen Berg, auf den er gestiegen war. Ihm schien,

er mußte damals noch ein Kind gewesen sein, aber die Erinnerungen liefen ihm durcheinander. Er konnte nicht mehr sagen, wann es gewesen war.

Er atmete schwer und mit ziemlicher Mühe. Den Schmerz von den Dornen in seinem Kopf spürte er kaum, aber sein ganzer Körper schien im Takt mit seinem Herzen zu pochen. Er glich einer Trommel.

Es war Abend. Die Sonne ging unter. Er fiel auf das Gesicht, riß sich die Haut an einem scharfen Stein auf, als er eben den Gipfel des Berges erreicht hatte. Er verlor das Bewußtsein.

Er war ein Kind gewesen. War er noch ein Kind? Sie würden doch ein Kind nicht umbringen. Wenn er ihnen klarmachte, daß er ein Kind war...?

Und sie brachten ihn an die Stätte Golgatha, das ist verdolmetscht: Schädelstätte. Und sie gaben ihm Myrrhe im Wein zu trinken; und er nahm's nicht zu sich.

Markus 15, 22-23

Er stieß den Becher von sich. Der Soldat zuckte die Achseln und griff nach einem seiner Arme. Ein anderer Soldat hielt schon seinen anderen Arm.

Als er wieder zu Bewußtsein kam, begann er heftig zu zittern. Er spürte die starken Schmerzen von den Stricken, die ihm an den Hand- und Fußgelenken ins Fleisch schnitten. Er bäumte sich auf.

Er spürte etwas Kaltes an seiner Handfläche. Obwohl es nur einen kleinen Fleck in der Mitte seiner Hand bedeckte, schien es sehr schwer zu sein. Er hörte ein Geräusch, das auch den gleichen Rhythmus wie sein Herzschlag hatte. Er verdrehte den Kopf, um die Hand anzusehen. Es war eine Menschenhand.

Der große eiserne Nagel wurde von einem Soldaten, der einen schweren Hammer schwang, in die Hand getrieben, während er auf dem schweren Holzkreuz lag, das jetzt waagerecht auf der Erde lag. Er sah zu und wunderte sich, warum er keinen Schmerz spürte. Der Soldat schwang den Hammer höher, als der Nagel auf das Holz stieß. Zweimal verfehlte er den Nagel und traf die Finger.

Er drehte den Kopf zur anderen Seite und sah, daß der zweite Soldat auch einen Nagel einschlug. Offensichtlich hatte er den Nagel oft verfehlt, denn die Finger dieser Hand waren blutig und zerquetscht.

Der erste Soldat hatte seinen Nagel eingeschlagen und widmete seine Aufmerksamkeit nun den Füßen.

Er spürte das Eisen durch sein Fleisch fahren, hörte das Hämmern.

Mit Hilfe einer Seilrolle richteten sie das Kreuz jetzt auf. Glogauer merkte, daß er allein war. An diesem Tag wurde sonst niemand gekreuzigt.

Das kleine Silberkreuz baumelte zwischen den Brüsten, das große Holzkreuz näherte sich.

Seine Erektion kam und verging wieder.

Er sah deutlich die Lichter Jerusalems unter sich. Es war noch ein wenig Helligkeit am Himmel, aber sie verblaßte schon.

Bald würde es völlig dunkel sein.

Eine Menge Menschen sahen zu. Eine der Frauen kam ihm bekannt vor. Er rief sie.

»Monica?«

Aber seine Stimme war brüchig, und das Wort war nur ein Flüstern.

Die Frau sah nicht auf.

Er spürte, wie sein Körper an den Nägeln zerrte, die ihn hielten. Er meinte, einen plötzlichen Schmerz in seiner linken Hand zu spüren. Er schien stark zu bluten.

Es war merkwürdig, dachte er, daß er es sein sollte, der dort hing. Er nahm an, daß es das Ereignis war, das er ursprünglich hatte miterleben wollen. Daran gab es tatsächlich kaum einen Zweifel. Alles hatte perfekt geklappt.

Der Schmerz in seiner linken Hand war stärker geworden.

Er sah zu den römischen Wachen hinunter, die am Fuße des Kreuzes würfelten. Er lächelte. Sie waren in ihr Spiel vertieft. Die Augen auf den Würfeln konnte er aus dieser Entfernung nicht erkennen.

Er seufzte. Die Bewegung seiner Brust schien den Zug an seinen Händen noch zu verstärken. Die Schmerzen waren jetzt ziemlich schlimm. Er stöhnte und versuchte sich irgendwie an das Holz zurückzulehnen.

Er atmete mühsam. Der Schmerz breitete sich über seinen ganzen Körper aus. Er biß die Zähne aufeinander. Es war schrecklich. Er keuchte und schrie. Er wand sich.

Es war kein Licht mehr am Himmel. Schwere Wolken verbargen Sterne und Mond.

Von unten kam Flüstern zu ihm herauf.

»Laßt mich herunter!« rief er. »Oh, bitte, laßt mich herunter!«

Ich bin nur ein kleiner Junge.

Hau ab, du Sau!

Der Schmerz füllte ihn ganz aus. Er japste nach Luft. Er sackte nach vorn, aber niemand befreite ihn.

Ein wenig später hob er den Kopf. Die Bewegung brachte die Schmerzen zurück, und er fing wieder an, sich am Kreuz zu winden. Er wurde langsam asphyktisch.

»Laßt mich herunter! Bitte! Bitte hört auf!«

Jeder Teil seines Fleisches, jeder Muskel und jede Sehne und jeder Knochen war von dem unmöglichen Schmerz ausgefüllt.

Er wußte, daß er den nächsten Tag nicht erleben würde, wie er zunächst geglaubt hatte.

Und um die neunte Stunde rief Jesus laut und sprach: Eli, Eli, lama asabthani? Das ist verdolmetscht: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

Markus 15, 34

Glogauer hustete. Es war ein trockenes, kaum hörbares Husten. Die Soldaten unter dem Kreuz hörten es, weil die Nacht jetzt sehr still war.

»Es ist komisch«, sagte einer. »Gestern beteten sie den Hund noch an. Heute schienen sie ihn umbringen zu wollen – selbst jene, die ihm am nächsten standen.«

»Ich werde froh sein, wenn wir aus diesem Land heraus sind«, sagte sein Kamerad.

Sie sollten ein Kind nicht töten, dachte er.

Er hörte Monicas Stimme wieder. »Es sind Schwäche und Angst, Karl, die dich dazu getrieben haben. Märtyrertum ist eine Form von Eitelkeit.«

Er hustete noch einmal, und die Schmerzen kehrten zurück, aber sie waren jetzt dumpfer. Sein Atem wurde flacher.

Kurz bevor er starb, begann er wieder zu sprechen, stammelte, bis er zu atmen aufhörte. »Es ist eine Lüge – es ist eine Lüge – es ist eine Lüge...«

Später, nachdem die Diener einiger Ärzte seine Leiche gestohlen hatten, weil ihre Herren glaubten, sie könnte besondere Eigenschaften haben, gab es Gerüchte, er sei nicht gestorben. Aber die Leiche verweste schon in den Sezierräumen der Ärzte. Bald sollte sie vernichtet sein.

NACHWORT

I.N.R.I.

Die Gretchenfrage

Nachwort von Florian F. Marzin

Der 1969 erschienene Roman *I.N.R.I. oder Die Reise mit der Zeitmaschine* (Behold the Man) ist die erweiterte Fassung der gleichnamigen Erzählung von Michael Moorcock aus dem Jahre 1967, die 1968 mit dem Nebula Award ausgezeichnet wurde und damals wie heute einen der kompromißlosesten Texte der Science Fiction darstellt.

M. Moorcock nimmt das seit H. G. Wells bekannte Motiv der Zeitreise und benutzt es zu einer Auseinandersetzung mit der Religion, d.h. mit der Gestalt Christi, wie sie im Neuen Testament beschrieben wird.

Es fehlte bis zu diesem Zeitpunkt (1967) nicht an Time Travel Stories bzw. Romanen, es sei nur an Robert A. Heinleins: *All You Zombies* und L. Sprague De Camp: *Lest Darkness Fall* erinnert, doch machten diese, wenn man einmal von Mark Twains mehr auf die Parodie abzielenden Roman *A Connecticut Yankee in King Arthur's Court* absieht, einen weiten Bogen um historisch exponierte Gestalten.

Auf der anderen Seite hatte sich die Science Fiction auch schon mit Religion und dem Christentum beschäftigt, wie P. J. Farmers *The Lovers*, Olaf Stapletons *Star Maker*, James Blish *A Case of Conscience* oder W. M. Millers *A Cantide for Leibowitz* beweisen.

Doch es blieb M. Moorcock vorbehalten in I.N.R.I. Diese beiden Aspekte zu verbinden und einen Roman zu schaffen, der in bis dahin – auch für die Science Fiction – nicht denkbarer Konsequenz ein sakrosanktes Thema behandelte.

Nun sag, wie hast du's mit der Religion? – ist die Frage, die der Science Fiction in I.N.R.I. gestellt wird. Jene Frage, die Gretchen bekanntermaßen an Faust richtet, wird von M. Moorcock in seinem Roman eindeutig beantwortet: Es gibt das Christentum, weil vor 2000 Jahren aus der Kenntnis des Mythos von Christi Leiden, dieser selbst erst geschaffen wurde. Alles Göttliche, was im Neuen Testament zum Ausdruck kommt, hat seinen Ursprung in der Gestalt eines körperlich mißgestalteten, geistig behinderten Schwachsinnigen, der – Bastard einer promiskuren Mutter – dem in jeder Beziehung ärmlichen Zimmermann Josef aus den Geschlecht Davids untergeschoben wurde.

Hier wird nicht der Mythos Jesus zerstört, und das, nachdem seit einiger Zeit Archäologen die Existenz einer geschichtlich verbürgten Gestalt Jesu von Nazareth nachgewiesen zu haben glauben, sondern ohne diese Tatsache – inzwischen ist auch das Turiner Grabtuch Jesu zu einer Untersuchung freigegeben worden – in Abrede zu stellen, trennt Moorcock den Mythos von der Person. Diese Person Jesus wurde nicht etwa vom Heiligen Geist oder einem Engel empfangen, nein, wie die Schlampe Maria selbst sagt »Ja er [der Vater von Jesus – FFM] war ein Teufel (...) Und er war ein Mann...«, Jesus ist ein Kind der Sünde, die Ausdruck in seinem deformierten Menschsein findet.

Doch was hier auf den ersten Blick so blasphemisch klingt, ist bei genauerer Überlegung keineswegs so. Jesus ist ja nicht Jesus Christus, sondern ein Schwachsinniger, dem alle in der Bibel zugeordneten Attribute fehlen. Er wurde nicht vom Heiligen Geist empfangen, seine Mutter war keine unbescholtene Jungfrau, ihr Mann, von Vater kann man ja nicht sprechen, kein ehrbarer Zimmermann, und Jesus selbst ist nichts weniger als ein Erlöser. Moorcocks Jesus von Nazareth ist ein Mensch, der diesen Namen trägt, wie wahrscheinlich viele zu dieser Zeit in Israel, wo es auch in Nazareth bestimmt noch einige Personen gab, die so hießen. Der biblische Jesus wird zum Erlöser durch seine göttliche Herkunft, bei der man unschwer den Einfluß hellenistischen Gedankengutes erkennen kann (man erinnere sich an Zeus und Alkmene, die Gattin des Amphitryon und dem aus dieser Verbindung entsprungenen Herakles), durch sein Wirken und durch seinen Opfertod am Kreuz. Alles dies fehlt dem Schwachsinnigen, der in einem armseligen Hinterzimmer in Nazareth dahinvegetiert. Die Funktion Jesu ist in dem Mythos und die *vitae Christi* erfüllt alle Voraussetzungen eines Mythos (an dieser Stelle muß auf eine Begriffsbestimmung aus Opportunität verzichtet werden), festgelegt. Diese Funktion ergibt sich aus den oben genannten Attributen, von denen nur eines von Karl Glogauer nicht erfüllt wird: die göttliche Herkunft. Doch wie in den Gesprächen mit Johannes dem Täufer schon anklingt, muß für die Menschen im Israel der Zeitwende Glogauers Erscheinen in der Zeitmaschine Züge göttlicher Herkunft tragen.

Karl Glogauer ist nicht Jesus, aber in seinem Leidensweg, den er erst unfreiwillig, dann aber, durch die Umstände gezwungen, immer bereitwilliger annimmt, zeigt sich, daß der Mythos, auch wenn er sich Christentum nennt, von der Person unabhängig ist.

Ein Mythos ist nicht an ein Individuum gebunden, sondern an die von ihm repräsentierte Funktion. So auch in I.N.R.I. in bezug auf die Gestalt des Protagonisten Karl Glogauer. Er leistet fast mühelos – unterstützt durch eine Zeit und von Moorcock eindringlich geschilderten Umständen, die solche Wunder geradezu herausfordert – diese Wunder, an die eine Gesellschaft, in der Magie noch im Bereich des Alltäglichen lag, nur allzugerne glauben will. In dem Verhältnis zu seinen Jüngern zeigt sich ein weiteres Mal die extreme Willkürlichkeit, und die Festlegung auf eine Funktion: Sie werden nach ihren Namen auserwählt, um die schon bestehende biblische Überlieferung zu verifizieren. Geschichte wird damit zum Palimpsest, das getilgt und mit dem gleichen – schon gelesenen – Text neu beschrieben wird.

Sogar seinen eigenen Untergang muß Karl Glogauer noch arrangieren, denn keiner der Jünger, nicht einmal Judas Ischariot, käme auf den Gedanken, den Propheten des Heils zu verraten. Gerade in diesem Umstand zeigt sich, daß Karl Glogauer, der Substitut, größer ist als der, dessen Stelle er eingenommen hat. Jesus, hier der biblische und nicht die fiktionale Figur Moorcocks, war ein still erdulgender, einer, der eigentlich über das Predigen hinaus nie zum Handelnden wurde, der, laut göttlicher Fügung in einer Form fast islamischer Unterworfenheit unter das, was im Buch des Schicksals ge-

schrieben steht, sein Fatum annahm. Karl Glogauer muß das Spiel, in dem er sich wiederfindet erst noch selbst inszenieren. Er geht nicht offenen Auges in seinen Untergang, der ihm vorherbestimmt ist, nein, er richtet ihn sich selbst ein, um den Mythos, die Überlieferung zu erfüllen.

Damit bleibt in I.N.R.I. jeder göttlicher Wille auf der Strecke, wird zum Theaterdonner oder, um noch einmal mit Goethe zu sprechen: »Laßt uns auch so ein Schauspiel geben/Greift nur hinein ins volle Menschenleben.« Die vitae Christi, sein Leidensweg, ist nicht mehr Ausdruck göttlicher Fügung, sondern Schauspiel; in Szene gesetzt von dem Juden Glogauer, der mit seiner Umwelt (in der Gegenwart des 20. Jahrhunderts) nicht zurechtkam. Dieses Judentum des Protagonisten ist denn auch die einzige Gemeinsamkeit, die Glogauer und der biblische Jesus haben, der, was heute oft nicht mehr ins Bewußtsein dringt, auch Jude war.

Dem Leser wird, geht er auf die Fiktion des Autors ein, in dem Moment, da sich Jesus als Schwachsinniger entpuppt, der Mythos bzw. der Glaube an die sich auf ihn gründende Kirche demontiert. Doch der Protagonist, von derselben Erkenntnis fast am Boden zerstört, begreift – allerdings nicht etwa seine Chance, er ist in letzter Konsequenz kein geltungssüchtiger, vom Leben vernachlässigter Niemand – die Notwendigkeit den Mythos zu schaffen.

Damit entlarvt M. Moorcock schonungslos die Religion als das, was sie ist, ein Märchen. Ein Märchen, das, wie Propp nachgewiesen hat, nicht den individuellen Charakter benötigt, d.h. den einzelnen, unverwechselbaren Menschen, sondern eine Funktion (im Christentum den am

Kreuz sterbenden, verratenen Erlöser), bei der es egal ist, von welcher Person sie ausgefüllt wird.

Für die Menschen, aus deren Gegenwart Karl Glogauer mit seiner Zeitmaschine gestartet ist, ändert sich nichts. Der *Jesus Zwischenfall* wie Frank Herbert es einmal als Titel eines Romans recht treffend ausgedrückt hat, findet statt, was ändert es, wenn Christus Karl Glogauer heißt? Für den Mythos nichts, solange er sich erfüllt.

Aber zurück zu der Frage nach dem Verhältnis der Science Fiction zur Religion.

Kann eine Religion, oder die Kirche als institutionalisierte Religion, ein Thema für die Science Fiction sein?

Schließen sich, geht man einmal von dem traditionellen Selbstverständnis der Science Fiction aus, wie es u.a. John W. Campbell formuliert hat, der sagte, daß Science Fiction von »technisch Interessierten über technisch Interessierte zur Befriedigung technisch Interessierten geschrieben würde, Science Fiction und Religion nicht aus? Die Science Fiction läßt nur – im Rahmen eines gattungsinternen Konsens – die Rationalität gelten, während die Religion gerade diese transzendiert und das irrationale Element zu ihrem Wesen macht.

Genau an dieser Stelle greift M. Moorcocks Roman die Religion an ihrem verwundbarsten Punkt an – indem er sie des irrationalen Moments, landläufig als Glauben bezeichnet, entkleidet, ohne die Aussagen zu negieren. Er wird damit zum Atheisten, der die Religion genau da packt, wo sie sich am sichersten fühlt – auf ihrem ureigensten Terrain. Dazu benötigt der Autor allerdings eine Zeitmaschine, und wo bekommt er diese her: aus dem gut gefüllten Asservatenraum der Science Fiction.

Mit dieser Zeitmaschine – ein direktes Nachfolgemodell der von H. G. Wells entwickelten, so mag es scheinen –

macht sich nun Moorcocks Protagonist auf den Weg dorthin, wo alles begann. Er findet aber nicht etwa eine wohlgeordnete Welt vor, in der Jesus predigt, nein, die Welt ist zwar geordnet, doch nicht in der erwarteten Weise.

Was nun bis zur Kreuzigung passiert, kann ein jeder in der Bibel nachlesen. Alles ereignet sich so, wie es von den Evangelisten berichtet wird, mit einem ganz kleinen Unterschied allerdings: Gott bleibt vor der Tür. Er wird nicht mehr benötigt; die Menschen schaffen sich ihren Mythos selbst, wie schon unzählige Male vorher und nachher. Gott ist, wenn überhaupt, ein *deus absconditus*.

M. Moorcock packt nicht das Übel, wohl aber die christliche Kirche an ihrer Wurzel. Es gibt kein: Was wäre wenn, sondern nur ein: Jeder kann (wenn er im richtigen Moment an der richtigen Stelle ist) zum Religionsstifter werden.

Karl Glogauer ist allein. Niemand stirbt neben ihm am Kreuz, wie es die Bibel berichtet, und er leidet auf Golgatha. Seine göttliche Sendung endet da, wo der Schmerz bewußt und übermächtig wird. Der Ausruf Jesu »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen« wird von Glogauer, der so peinlich dem Mythos gefolgt ist und ihn damit geschaffen hat, nicht ausgesprochen. Statt dessen fleht er: »Laßt mich herunter! Bitte! Bitte hört auf!«

Doch mit seinem Opfer hat er einen Mythos geschaffen, der sich in den folgenden Jahrhunderten verselbständigen wird. Die rationalen Erklärungen werden durch irrationale – spektakulärere – ersetzt, und Karl Glogauer wird gött-

liche Züge annehmen, doch ›es ist eine Lüge – es ist eine Lüge‹. Diese von dem Protagonisten mehrfach wiederholten Worte, seine letzten übrigens, – worauf beziehen sie sich? Auf die Lüge, deren Ausdruck er selbst ist? Auf die Lüge vom göttlichen Jesus, an die er sein Leben lang geglaubt hat? Oder ist es eine Warnung an alle zukünftigen Generationen, daß hier kein Mythos geschaffen wurde, sondern eine Lüge, die in den nachfolgenden Jahrhunderten immer größer werden wird?

»Antworte!« möchte man Karl Glogauer zurufen, »welche Lüge meinst du!« Für Karl Glogauer besteht selbst in seinem Sterben keine Hoffnung mehr, und auch darin übertrifft sein Opfer – es wird ihm spät, zu spät bewußt – das des biblischen Jesus um ein Vielfaches. Jesus, Inkarnation Gottes auf Erden, ertrug seine irdischen Leiden ohne Klagen. Für ihn war sein Weg durch die Welt eine Durchgangsstation. Der Heiland ging nach seinem irdischen Tod in das Reich Gottes ein – ein ehrenvoller Lohn für das von ihm Vollbrachte – doch welcher Lohn erwartet Karl Glogauer?

Er, der gelitten hat wie Jesus, erkennt im Moment, da er am Kreuz stirbt, den Mythos als Mythos und stellt fest, daß er der Schöpfer dieses Mythos ist und für ihn nicht einmal die Hoffnung bleibt, die die nachfolgenden Generationen in seine Gestalt setzen werden. Die Menschen werden sich an seine Lüge klammern, und Karl Glogauer weiß es. Wenn er Christus ist, dann ist Gott eine Lüge – doch die Warnung verhallt ungehört.

Michael Moorcock hat in dem Roman I.N.R.I. einige Anleihen bei der Psychologie, besonders bei C. G. Jung gemacht, die einerseits die psychische Disposition seines Protagonisten begreifbar machen, andererseits auf die psychologischen Implikationen der Religion abzielen. Im Mittelpunkt steht dabei der von G. G. Jung gebrauchte Begriff des *kollektiven Unbewußten*, den dieser im Gegensatz zum *persönlich Unbewußten* als »eine in jedermann vorhandene, allgemein seelische Grundlage überpersönlicher Natur« beschreibt. Repräsentiert werden diese Strukturen in Märchen und Mythos (!) als Erbe der Menschheit in Form der *representations collectives* (Levy-Bruhl), die symbolische Werte primitiver Weltanschauung ausdrücken. Bei Moorcock zeigt sich dies in der Sehnsucht des Protagonisten nach einem Erlöser bzw. Erlösung, wie es die Gefährtin Glogauers, Monica, mehrfach ausdrückt.

Die Sehnsucht nach dem Erlöser (dem Messias, auf den die Juden heute noch warten) äußert sich bei Karl Glogauer in dem Wunsch, bei der Kreuzigung Christi anwesend zu sein. Als seine Hoffnung enttäuscht wird, nimmt er schließlich die Stelle des Erlösers ein und stellt am Kreuz fest, daß der Erlöser selbst nicht erlöst werden kann: »Es ist eine Lüge.«

Dieser Wunsch, dabei zu sein, wenn ein Mythos entsteht, offenbart einen weiteren Aspekt des Scheiterns: Der Versuch Karl Glogauers an die Wurzeln des Mythos vorzudringen, ihn dem Dunkel der Überlieferung zu entreißen und zu verifizieren, d.h. nicht zuletzt die *Wunder* des Christentums als Augenzeuge zu überprüfen, muß erfolglos bleiben, denn die Annäherung an den Mythos entblößt diesen der mythischen Ausformung – er wird trivial.

So erklären sich die Wunder-Heilungen des Karl Glogauer, das Laufen auf dem Wasser und das Verschwinden des Leichnams, der von Ärzten gestohlen wird, durchaus in Übereinstimmung mit der Rationalität, da der Mythos noch nicht ausgeformt ist. In ähnlicher Weise hat sich der Mythos von Kaiser Friedrich Barbarossa, der im Kyffhäuser sitzen und irgendwann einmal auferstehen und das Deutsche Reich neubegründen soll, entwickelt. Der Beweis für den Glauben – in diesem Fall Christus am Kreuz sterben zu sehen – kann und darf nicht erbracht werden, denn damit würde dem Christentum eben diese unabdingbare Kategorie entzogen werden, es geriete ins Joch der Rationalität – geriete zur Science Fiction. Somit zerfällt die *vitae Christi* bei der Annäherung mit der Zeitmaschine zu einem Konglomerat von Zufälligkeiten, die nie den Boden des empirischen Weltbildes verlassen und in dem die Person des Mythenschöpfers austauschbar ist – nicht über die Funktion, die er erfüllt.

Leicht kann bei der Lektüre des Romans I.N.R.I. der Eindruck entstehen, dem Autor ginge es nur um Effekte, mit denen er allerdings auch nicht spart. Leicht stellt sich die Vermutung ein, hier will ein Schriftsteller einen blasphemischen Angriff auf die Religion loswerden, doch so zu urteilen wäre falsch, und man würde Michael Moorcock Unrecht tun.

I.N.R.I. zeigt, wie Religion, nicht nur das Christentum, entstehen, und legt darüber hinaus schonungslos offen, daß die Interpretation der Ereignisse sich unter günstigen

Umständen verselbständigt und eine Eigendynamik entwickelt.

Gleichzeitig wird die Frage nach Christus gestellt, und Michael Moorcock trennt die Funktion von der Person. Nach der Zurückweisung eines Schwachsinnigen, der zufällig den Namen Jesus trägt, als Erlöser, läßt er einen Menschen des 20. Jahrhunderts, Karl Glogauer, an dessen Stelle treten und nichts ändert sich, außer daß ein paar interessante Fragen am Horizont des Lesers auftauchen und man sich Gedanken über Inhalt und Form religiöser Überlieferungen machen sollte. Auch wenn auf den ersten Blick der Anschein entstehen könnte, Moorcock führe einen blasphemischen Schlag gegen die Kirche, so schließt er sich doch nicht der Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab an, daß da kein Gott sei.

Die *Imitatio Christi* (so übrigens der Titel, den die Erzählung *Behold the Man* bei ihrer deutschen Erstveröffentlichung, 1971, erhalten hat), die Aufforderung der Kirche an ihre Gläubigen, das eigene Leben nach dem Jesu Christi auszurichten, seinem Beispiel zu folgen, wird hier in letzter Konsequenz innerhalb des fiktionalen Textes verwirklicht. Mit Hilfe der Mittel, die die Gattung Science Fiction einem Autor zur Verfügung stellt, erreicht es Moorcock, die Kirche zu desavouieren, denn wenn jeder, oder auch nur *ein* gewöhnlicher Mensch wie Karl Glogauer in der Lage ist, das zu leisten, was Jesus Christus dem Mythos nach geleistet hat, dann wird Jesus überflüssig, denn jeder kann den Mythos aufs neue erfüllen.

Copyright © 1986 by Florian F. Marzin